

ZB MED - Informationszentrum Lebenswissenschaften

Dieffenbach

Lampe, Richard

Leipzig, 1934

ZB MED - Informationszentrum Lebenswissenschaften

Shelf Mark: Ui VI 1614

ERSTER TEIL [DIEFFENBACHS LEBENS- und WERDEGANG]

[urn:nbn:de:hbz:38m:1-117147](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:38m:1-117147)

ERSTER TEIL

Die Jugendjahre

In der Stadt KANTS erblickte JOHANN FRIEDRICH DIEFFENBACH am 1. Februar 1792 das Licht dieser Welt. Der Vater, KONRAD PHILIPP mit Vornamen, war wenige Monate vorher an das berühmte Collegium Fridericianum berufen worden. Das beweist schon, daß der junge Pädagoge sich über den Durchschnitt erhob, das finde ich auch bestätigt in folgenden Vermerken aus den „Annalen der Rostockschen Akademie“ von 1791: 1. Herr cand. DIEFFENBACH will um 6 Uhr morgens an 2 Tagen sich mit der moralischen Anthropologie beschäftigen und um 5 Uhr abends einige Schriften des LUCIAN erklären. 2. Am 14. September 1791 hat die philosophische Fakultät dem Herrn KONRAD PHILIPP DIEFFENBACH, aus Rinteln gebürtig, der einige Zeit bei dem Herrn Doct. FREHSE als Hauslehrer sich aufgehalten und zugleich als Privatdozent sich zu Vorlesungen für hiesige Studierende erbot, nun aber nach Königsberg als Lehrer an das dortige Collegium Fridericianum geht, die Magisterwürde erteilt.

Das Geschlecht der DIEFFENBACHS läßt sich bis zum Jahre 1641 verfolgen, es stammt aus dem Hessischen, aus der Nähe von Darmstadt. Viele Träger des Namens errangen eine akademische Bildung, unter ihnen waren in erster Linie Theologen vertreten, wie auch der Vater KONRAD PHILIPPS Pastor war. Von der Mutter unseres JOHANN FRIEDRICH heißt es sowohl in der ROHLFSSchen Biographie als auch in sonstigen biographischen Angaben, daß sie die Tochter des Professors KOSEGARTEN in Greifswald, der auch als Dichter geschätzt war, gewesen sei. „Vom Mütterchen die Lust zu fabulieren“, das ließe sich schon hören, denn wenn aus dem Kinde dereinst „der Vater der plastischen Chirurgie“ werden sollte, so setzt gerade dieser Zweig der blutigen Kunst eine besonders lebhaftere Vorstellungsgabe voraus. Aber die genannte Angabe ist irrig, wenn es mir auch

nicht gelungen ist, aufzuklären, wie dieser fest eingenistete Irrtum entstanden ist. Die einzige Beziehung DIEFFENBACHS zu KOSE-GARTEN, die ich feststellen konnte, ist die, daß er als Student in Greifswald bei ihm eine Vorlesung über „Die Geschichte der Griechen“ gehört hat. Der Mädchennamen der Mutter lautete vielmehr BUDDIG. Das habe ich unschwer und einwandfrei feststellen können, denn vor mir liegt die Abschrift des Taufscheines des kleinen JOHANN FRIEDRICH aus der Sackheimer Kirche in Königsberg vom 21. Februar 1792, wonach die Mutter SOPHIE eine geborene BUDDIG(EN) war. Und im Jahre 1822 schreibt DIEFFENBACH in dem seiner Dissertation beigefügten Curriculum vitae: „natus sum patre . . . , matre Sophia e gente Buddigiana“. Die Mutter war Rostockerin, und auf meine Bitte hin hat sich Herr Professor VON BRUNN-Rostock mit einem ganzen Stabe von Pastoren eifrigst bemüht, an der Hand von Kirchen- und Bürgerbüchern die Ahnen DIEFFENBACHS mütterlicherseits ausfindig zu machen. Das ist leider nicht gelungen, weil der Name BUDDIG (BUDDIGK, BUDDIGEN) in Mecklenburg so sehr häufig vorkommt. Es deutet aber manches darauf hin — und das hat auch seinen Reiz —, daß der „Rats-Chirurgus“ JOCHIM HINRICH BUDDIGK der Großvater des so berühmten Chirurgen FRIEDRICH DIEFFENBACH gewesen ist.

Dem DIEFFENBACHSchen Ehepaare wurde im Jahre 1794 noch eine Tochter, PHILIPPINE, beschert, dann brach das junge Eheglück jäh ab, denn der begabte, strebsame Magister starb. Die Witwe litt es nicht in der fern der Heimat gelegenen etwas herben Hauptstadt Ostpreußens, sie zog nach dem behaglichen Mecklenburg, in ihre Vaterstadt und zu ihrer Sippe zurück. Hier in Rostock wurde „FRITZING“, wie er gerufen wurde, nun ein echter „Meckelbörger“, und die heimische Mundart, die Sprache FRITZ REUTERS, hat man ihm zeitlebens angehört, wenn er später in Berlin auch mehr und mehr den dortigen Jargon annahm. Das fand sich so ganz von selbst durch den Verkehr mit den Kranken aus den unteren Kreisen, die dem jungen praktischen Arzt zuerst ihr Vertrauen entgegengebracht hatten. Und die Betreuung des kleinen Volkes hat dem berühmten Arzte stets am meisten am Herzen gelegen, mochten später auch Fürsten und Könige seinen ärztlichen Rat und seine chirurgische Kunst in Anspruch nehmen. In Rostock an der Warnow wurde FRITZING auch eine echte „Wasserratte“, und der stämmige, breitschultrige

Junge bildete sich mit zähem Eifer allmählich zu einem Meister in der Schwimmkunst aus. Und wenn der Aggregatzustand des Wassers von der flüssigen in die feste Form übergegangen war, dann sah man LÜTT-FRITZING auf seinen Schlittschuhen mit glühenden Wangen über die Eisfläche grätschen und haspeln, und mit jedem Jahr ging es besser damit, bis er schließlich auch im Eislauf, ebenso wie im Schwimmen, alle seine Mitschüler übertraf. Väterliche Liebe und Weisung hat DIEFFENBACH nie genossen, väterliches Vorbild ihn nicht geleitet, aber die liebevollste Mutter — „amantissima mater“, wie er sie in seinem Curriculum vitae nennt —, bewachte Leib und Seele des lebhaften, geweckten Knaben und hielt ihn zur Gottesfurcht, Pflichttreue und Einfachheit der Lebensführung an.

Seine Schulbildung erhielt FRITZING auf der „Großen Lateinschule“ seiner Vaterstadt, und wenn man die verdienstvolle Geschichte dieser Anstalt von W. NEUMANN, die mir mein Rostocker Freund und Kollege BRUNK zugänglich machte, einsieht, so muß man sagen, daß sowohl der Schulunterricht als auch die Schuldisziplin dort miserabel gewesen ist. Die Leistungen der Lehrer waren mäßig, und Unpünktlichkeit derselben war an der Tagesordnung. Etwas besser wurde es, als dem Rektor PLAGEMANN der tüchtige Magister SIEMSEN beigegeben wurde, der vorwiegend für Naturwissenschaft sowie Englisch und Französisch interessiert war. Bald aber standen sich Rektor und Konrektor wie Hund und Katz. PLAGEMANN war der typische Altphilologe, Naturgeschichte war nach seinem Urteil „das gewöhnliche Steckenpferd unwissender Schullehrer“, den Unterricht in den neuen Sprachen wollte er in die Privatstunden verbannt wissen. SIEMENS aber seufzte: „Höchst traurig ist es, daß man noch in unsrer Schule die Summe der Kenntnisse eines jungen Menschen nach seiner Fertigkeit im Lateinischen abmißt.“

Wenn DIEFFENBACH, um das hier noch anzufügen, gänzlich unmusikalisch war, so ist das ein angeborener Mangel gewesen, wenn er aber zeitlebens Musik als ein unangenehmes Geräusch empfunden hat, so dürfte dabei die Erinnerung an den Gesangsunterricht auf der Schule mitgewirkt haben. Über den betreffenden Lehrer urteilt der städtische Dezernent der Schule also: „Wenn ich dem Kantor PAULI eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stelle anweisen sollte, so würde ich ihn zum Bierprüber machen, er hat weder Kenntnisse noch außer seinem Bauch

und seiner Perücke ein Ansehen; sein musikalisches Talent certiret mit der besten Schafherde.“

In die Schülerjahre FRITZINGS fiel für seine geliebte Heimat „die Franzosentid“, indem NAPOLEON nach seinem Siege von Jena Mecklenburg besetzen ließ und unter französische Verwaltung stellte. An die zehntausend Mann kaiserlicher Truppen wurden durch das kleine Land verteilt, in der Nähe Rostocks wurde ein großes französisches Truppenlager errichtet, und in der Stadt residierte der strenge General DURUTTE. Zweifellos bot das ungewohnte militärische Schauspiel für die mecklenburgische Jugend des Sehenswerten genug, und sicherlich ist der junge DIEFFENBACH mit seinen Mitschülern oft nach dem Truppenlager hinausgezogen, um das französische Soldatenleben so recht aus der Nähe zu betrachten; andererseits aber war er doch schon reif genug, um die Schmach und die Bedrückung, die NAPOLEON seinem Heimatlande antat, mit Ingrimme zu empfinden.

Nach Absolvierung der Lateinschule — ein Maturitätsexamen gab es damals noch nicht in Mecklenburg — ließ sich der achtzehnjährige DIEFFENBACH am 9. April 1810 als Studiosus theologiae auf der Academia Rostochiensis einschreiben. Für seinen Wissensdurst spricht, daß er außer den Kollegien seines Faches noch Geschichte, Naturgeschichte, Physik und Anthropologie hörte. Fünf Semester verblieb er in Rostock, dann bezog er die damals noch schwedische Universität Greifswald, wo er am 24. Oktober 1812 immatrikuliert wurde. Das Studium der Theologie dauerte damals sechs Semester. Es ist nicht ohne weiteres verständlich, warum DIEFFENBACH noch ein Semester vor Beendigung seines Studiums die Universität wechselte; wenn er aber in seinem sechsten Semester noch in das Korps der Sueco-Pommern eintrat, so entsprang dies wohl einem erhöhten Anschlußbedürfnis an Gleichgesinnte, denn es lag damals allerlei in der Luft, was die Herzen und Sinne der akademischen Jugend in steigender Erregung hielt. Auf seinem Zuge nach Rußland, an dem 270 000 Deutsche teils als Einverleibte, teils als Rheinbündler — darunter auch 2000 Landsleute DIEFFENBACHS —, teils als Verbündete teilnahmen, hatte NAPOLEON am 15. September 1812 Moskau besetzt. Aber dieser Gewinn verlor in der Heimat an Geltung durch die schier unglaublich heroische Tat der Russen, die heilige Hauptstadt ihres Landes in Brand zu stecken. Von diesem Zeitpunkt an regte sich in vielen patriotischen Herzen die Hoffnung

auf eine Wendung der Dinge. Der russische Winter rückte heran, und man hörte nichts davon, daß die Besetzung Moskaus den Kaiser von Rußland zu einem Frieden mit dem Eindringling gefügig gemacht hätte, vielmehr stellte das 24. Bulletin der Armee vom 14. Oktober das Beziehen von Winterquartieren in nahe Aussicht. Im 25. Bulletin vom 20. Oktober wird zugegeben, daß das Heer Moskau verlassen habe. Das 28. Bulletin meldet den Eintritt des Winters mit ungeheuren Schneemassen, und schließlich erscheint das berühmte 29. Bulletin, Molodeczno den 26. Dezember, in dem der Imperator endlich der Wahrheit die Ehre gibt und den Verlust fast des ganzen Heeres eingesteht. Da loderte in der Bevölkerung Preußens, das durch NAPOLEON so gedemütigt und ausgesogen worden war, die Hoffnung auf Vergeltung hell empor, und die so begeisterungsfähige akademische Jugend hatte für nichts andres mehr Sinn als für die Erhebung des Vaterlandes und die Abschüttelung des französischen Joches. Für die Preußen brachte der 17. März den Aufruf „An mein Volk“. Der Mecklenburger DIEFFENBACH mußte seine Ungeduld noch zügeln, jedoch als erster von den deutschen Fürsten sagte sich sein Landesherr FRIEDRICH FRANZ I. von NAPOLEON und dem Rheinbunde los und erließ schon am 25. März den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps. Es wurde ein Regiment Jäger zu Fuß und eines zu Pferde errichtet, und der stud. theol. DIEFFENBACH fand seine Einstellung bei letzterem.

Der Hauptkampfplatz des zur Nordarmee gehörigen Korps WALLMODEN, dem die Mecklenburg-Schweriner Truppen nebst Hannoveranern sowie Teilen der Russisch-Deutschen und Englisch-Deutschen Legion angehörten, war das Gebiet der Niederelbe und Holstein. Der Oberbefehlshaber BERNADOTTE ließ den Kampf gegen die unter dem Befehl DAVOUSTS stehenden Truppen, deren Stützpunkt Hamburg war, nur lau betreiben und verfolgte die Sonderziele der schwedischen Dynastie, indem er sich hauptsächlich gegen die mit den Franzosen verbündeten Dänen wandte. In fünfmonatigem Ringen, von Mitte August 1813 bis Mitte Januar 1814, hatte er sein Ziel erreicht. Im Kieler Frieden trat Dänemark das Königreich Norwegen an Schweden ab.

Im Kampfe gegen NAPOLEON hatten inzwischen die Verbündeten Großes und Entscheidendes geleistet, in der Schlacht von Leipzig den Unüberwindlichen vernichtend geschlagen, die fliehenden Franzosen bis zum Rhein verfolgt, ja den Krieg schon

in Feindesland hineingetragen. Da war wenig Hoffnung vorhanden, daß die mecklenburgischen Truppen noch rechtzeitig nach Frankreich gekommen wären, um an den Endkämpfen gegen NAPOLEON teilzunehmen. Am 1. Februar brachen sie von Lübeck auf und überschritten am 5. mit Mann und Roß die fest zugefrorene Elbe. Am 5. März wurde Düsseldorf erreicht und am 6. März der Rheinübergang „unter Liedern und Hurras“ bewerkstelligt. Das nächste Ziel war die von den Franzosen noch besetzte Festung Jülich, in deren Belagerung die Mecklenburger das Lützowsche Freikorps ablösten, und hier endete für sie auch der Feldzug, indem unter dem Eindruck der Einnahme von Paris durch die Verbündeten und der Absetzung NAPOLEONS die Feindseligkeiten eingestellt wurden. Viele Freiwilligen erhielten schon jetzt Urlaub, und auch DIEFFENBACH machte hiervon Gebrauch; Mitte Mai ist er wieder in Rostock.

Vom Standpunkte eines jungen tatendurstigen Soldaten aus gesehen hat es DIEFFENBACH in seiner Kriegsdienstzeit schlecht getroffen. Größere Gefechte mit dem Erbfeind, den Franzosen, hat die mecklenburgische Jägerbrigade nicht zu bestehen gehabt, französischen Boden hat sie überhaupt nicht betreten. Die größte Kampfhandlung der reitenden Jäger ist ihre glänzende Attacke in dem Treffen von Sehstädt gewesen, die im übrigen den Sieg der Dänen nicht abzuwenden vermochte. Dagegen hat der Kriegsfreiwillige das harte Soldatenleben eines Winterfeldzuges, beschwerliche Märsche auf verschneiten Wegen, Biwaks auf hartgefrorener Schneedecke, knappe Verpflegung für Reiter und Roß, Feldwachen, Patrouillenritte und Abwehr feindlicher Überfälle, zur Genüge durchgekostet.

Ich werde jetzt aus der ROHLFSSchen Biographie die beiden kostbaren Briefe wiedergeben, die der einundzwanzigjährige Krieger aus dem Felde an die Seinen gerichtet hat. Es ist meinem Vorgänger vergönnt gewesen, uns eine stattliche Anzahl von Briefen DIEFFENBACHS zu übermitteln, die ihm, wie ich annehme, noch dessen Witwe zur Verfügung stellen konnte.

1. Brief. Ort und Datum fehlen. Nach der v. BODDIENSchen Geschichte der mecklenburgischen freiwilligen Jägerregimenter muß der Brief am 5. Dezember 1813 geschrieben sein.

„Kaum graute es, so erfuhren wir, daß heute gewiß angegriffen würde, worüber alles erfreut war, doch wurde uns zugleich ein schrecklicher Befehl bekannt gemacht, wir sollten nämlich Alle unsere

Kleidung, Mäntel usw. ablegen und unsere Staatsuniform anlegen, weil der Kronprinz uns anführen und uns mustern würde. Das war ein Wirrwarr! Denkt Euch, im Halbdunkel mitten auf freiem Felde, vom Wachen und Frieren ganz steif, sich allmählich anzuziehen, den Mantelsack auszupacken und das andere wieder hineinzutun. Es geschah, und binnen einer Stunde saß alles prächtig angekleidet auf dem Rosse und rückte vor. — Jetzt schickte der Kronprinz einen Parlamentär hinein mit der Botschaft, die Dänen sollten sogleich die Stadt¹⁾ räumen. Er brachte die Antwort: heute nicht, aber morgen früh. Da entbrannte sein Zorn, er ließ jetzt befehlen, die Stadt unverzüglich zu räumen, sonst würde er noch heute abend Alles über die Klinge springen lassen. Das fruchtete. Die Dänen verließen sofort die Stadt. Es war nachmittags, und wir glaubten, in die Stadt, vor der wir so lange gewacht, hinein zu können, vor der wir so lange gefroren und so manches Ungemach ausgestanden, doch wir mußten uns das Maul davor wischen und links vor der Stadt vorbeimarschieren, die Schweden gingen hinein und pflegten sich einen guten Tag. Dann Einrücken in Holstein, passierten Oldesloe, Segeberg, Neumünster und verfolgten die Dänen, die uns bei Sehstädt erwarteten und ein Treffen lieferten. Der Rittmeister hat mir einen kleinen Braunen, den ich erbeutet, geschenkt, ich will ihn meinem Schwager BÜHRING mitbringen. Mein guter FORSTNER ist stark blessiert; wie wir im Kartätschenfeuer stillhielten, ritt ich hervor, um ihn zu verbinden, da ich immer Essig und Binden bei mir habe. Doch der Leutnant WILICH befahl mir, an meinen Platz zu reiten.“

2. Brief. Muhr bei Rendsburg, 10. Januar 1814.

„Gleich nach dem ersten Waffenstillstand im Frühjahr gingen die Feindseligkeiten wieder an. Schreckliche Strapazen. Gott weiß es am besten, was wir, von Natur und Eltern Verzärtelten, ausgestanden haben, im regnigten Herbst alle 4 Stunden 2 Stunden lang in freiem Felde Posten zu halten, in stockfinstern, stürmischen regnigten Nächten auf einem spitzen Hügel den tückischen Franzosen gegenüber, wo man nichts sehen, nichts hören konnte, sondern bloß aus der Bewegung der Ohren seines treuen Pferdes seine Annäherung erwarten. Fast täglich Gefechte. General WALMODEN griff mit 3000 Engländern 16000 Mann an. Von der Masse zurückgedrängt. Da griffen wir mit unsern 500 Jägern ein, die Feinde flohen und unser war das Schlachtfeld. Der vierte Teil getötet. Wer fürs Vaterland ficht, wen freie Wahl bewog, Alles, Alles, was ihm auf Erden teuer war, eine liebende Mutter, eine geliebte Schwester, teure Anverwandte usw. zu verlassen, dem scheint das Leichenfeld kein Feld des Jammers, nein, ein reiches Saatfeld Gottes. — Zwar sterbe ich nicht gern; ich mag gern leben, doch der Wille des Höchsten geschehe. — Ich hasse den Feind, ich verfolge ihn mit blutiger Rache, doch sinkt er flehend in den Staub, dann kenne ich Erbarmen, fort ist die Rache, ich strecke das Schwert über ihn und schütze ihn mit Gefahr des Lebens

¹⁾ Lübeck.

vor der blutigen Wut der Kameraden. Verdorben hat mich der Soldatenstand wahrhaftig nicht, das ist die Meinung des großen Haufens, der in ihm Gelegenheit zu 1000 Schlechtigkeiten findet; wer gut ist, ist gerade da am besten, wo er am meisten Gelegenheit zum Sündigen hat.“

Die Erinnerungen an seine Soldatenzeit sind in DIEFFENBACH bis an sein Lebensende frisch geblieben. Noch in der nur wenige Monate vor seinem Tode entstandenen Schrift „Der Äther gegen den Schmerz“ verwertete er diese seine Erinnerungen für die Einleitung zu derselben, indem er in grellen Farben „Das große Schmerzgemälde der Schlacht“ vor den Augen des Lesers entrollt. Zwar hat DIEFFENBACH diese Einleitung zugunsten einer andren verworfen, das betreffende Manuskript ist uns aber erhalten geblieben, und mit gütiger Genehmigung seiner glücklichen Besitzerin, der Deutschen Ärzte-Bücherei, übergebe ich dieses wertvolle Dokument, zugleich als Abschluß dieses Kapitels meines Werkes, zum erstenmal der Öffentlichkeit.

„So sehr der Mensch den eigenen Schmerz flieht, so freigebig ist er mit der Austeilung desselben an andre. Welches Maß von Wehe, welche Schmerzen erzeugt eine Schlacht! Denkt der Held, der Eroberer an die Schmerzen, welche er in wenigen Stunden macht? Er denkt nur an den Ruhm. Auf der Anhöhe auf seinem Rosse das Feld und die Karte miteinander vergleichend, öfter durch das Fernrohr blickend, entsendet er die Adjutanten, welche nach allen Seiten wie die Wagen der Eisenbahn auf ihren Rossen dahinfliegen, um die Ordres zu bringen, und das Geschütz beginnt sein dumpfes Todes- und Schmerzensgemurmel, und die schweren Massen des entsendeten Eisens zerreißen die Leiber und zerbrechen die Glieder unter unsäglichen Schmerzen. Unter zwitscherndem Gelispel dringen die kleinen runden Bleistücke durch das edelste Herz und den denkendsten Kopf, und sie taumeln im Staube umher, die Glücklichen. Aber Tausenden dringen sie in die Glieder, und unter unsäglichen Schmerzen sinken sie nieder, und das Wirbeln der Trommeln übertäubt die zum Himmel aufsteigenden Klage-laute. Die Trompete schallt, und die Scharen der Reiter stürzen fort, der krumme Säbel und die Pallasche durchdringen Helm und Haupt oder senken sich ein in das warme Herzblut oder den Bauch und öffnen sein Innres oder zertrennen die künstliche Fügung der Glieder. Es kommen die zu Fuß mit ihren vom Pulverdampf geschwärzten Gesichtern heran, und ihr stumpfes dreieckiges Bayonnet durchbohrt mit schaudervoller Öffnung die kühne Brust der Jünglinge, und der Kolben schlägt den blanken stählernen Helm ein als wäre er von Blei und zerbricht die schönen Schädel.

Die Schlacht ist gewonnen. Ein Windeshauch verscheucht die dunklen Wolken des Pulverdampfes. Das Feld ist mit Liegenden, Sitzenden, Hockenden, Kriechenden bedeckt. Sie schreien nur um

Wasser, aber daß sie noch leben und atmen sagt ihnen der Schmerz. Auf dem grünen Rasen in der Ebene, auf der Höhe und im Tal, in jedem Gebüsch lang ausgestreckt Tote und Lebende beieinander.

Da eilen herbei die Söhne des Asklepios. Sie bringen Hülfe, aber schmerzliche Hülfe. Von neuem dringt der Stahl in die Glieder, er trennt sie vom Leibe, die Zange dringt in die unheimliche geschwärzte Öffnung und erfaßt die Kugel, und der drohende marternde Bohrer bemächtigt sich ihrer im Knochen, aber ringsumher ertönt die Luft von Klages- und Schmerzenslaut!

Lieber Held, kannst Du auch nur einen Schmerz von den Tausend Schmerzen stillen, welche Du gemacht hast, kannst Du nur ein Bein wieder zusammenfügen, welches Du abgeschossen hast? Eine Brustwunde wieder schließen, welche Du mit dem Bayonnet hast stoßen lassen, einem Schädel, welchen Du mit dem Kolben hast einschlagen lassen, wieder seine Lebensrundung geben? Du kannst nur die Beule des Helms ausklopfen lassen! Armer Held! Aber Dir winkt schimmerner Ruhm.

Das ist das große Schmerzgemälde der Schlacht.“

Sturm und Drang

Rostock, den 7. Mai 1814.

„Das Werk ist ja vollendet, deshalb fühle ich nicht den Beruf in mir, noch ein halbes Jahr als Paradesoldat einherzuziehen, deshalb ging ich ehrenvoll nach Hause, d. h. nach der Heimat, nicht war es mir vergönnt, wieder einzugehen in den glücklichen Zirkel unserer kleinen glücklichen Familie. Ach, ich verlor am großen feierlichen Tage unsers Übergangs über den Rhein — meine Mutter! Die Nachricht erhielt ich erst einen Monat später, vor der Festung Jülich, welche wir belagerten. In Rostock kam mir keine Mutter entgegen, keine Mutter schloß den lang entbehrten, heiß Geliebten in ihre Arme. Am andern Morgen sah ich meine Schwester und grenzenlos war ihre Freude, wenngleich herber Schmerz sich darin mischte. Doch ich kam ja an Geist und Körper unverdorben zurück, bereichert durch einen Schatz von Erfahrungen, ruhig und männlich in meinem Innern, bin an alles gewöhnt, kann Tage und Nächte wachen, hungern und dursten, schwitzen und doch nicht heiß sein, in strenger Kälte nackend gehen und doch nicht frieren, mich mit Männern zu Fuß und zu Roß schlagen und dem Tod in's Angesicht schauen. Seht, das habe ich alles gelernt und das ist wahrhaftig mehr wert als alles menschliche Wissen, mehr wert, als alle Gelehrsamkeit eines großen Professors, der schnackt von Dingen in der Welt und kam nie hinter den Büchern heraus. Was hätte Mutter das Leben geholfen, wenn ich verstümmelt, ohne Arm oder Bein nach Hause gekommen wäre? Ihr Tod ist beneidenswert gegen das Leben mancher Mütter, die ihr einziges Kind als Krüppel wiedererblickten. Wäre das Leben ihr dann nicht ein tausendfacher Tod gewesen? Tot ist ja auch nicht aus der Welt sein, wir kommen ja alle dahin, es ist ja nur eine große Reise in ein anderes

Land, ich kann ja zu ihr beten und wohl dem, der noch beten kann. Ich habe oft gefehlt, doch welcher Sohn tut das nicht, nie entsprang mein Unrecht aus bösem Herzen, nur unglückliche Hitze verleitete dazu; auf meinen Knien, mit heißen Tränen bat ich ja immer wieder ab und darum kann ich mich auch beruhigen, ich hätte ja gern das Herz aus dem Leibe geschnitten und es ihr gegeben; doch dem sei nun genug. Meines Fortkommens wegen bin ich unbesorgt. Prediger zu werden dünkt mich eine Kleinigkeit. Morgen über acht Tage will ich hier predigen, das macht viel Aufsehen, vom grünen Rock in den schwarzen, vom Säbel zur Bibel und vom Roß auf die Kanzel, so muß es auch sein. Alles muß Einer können und Alle Eins.“

Zu den Schlußsätzen dieses Briefes des aus dem Felde Heimgekehrten paßt folgender Satz aus seinem der Dissertation vom Jahre 1822 beigefügten Lebenslauf: „*Pace facta reddii studium-que suscepi, ut mox examen theologicum subirem*“. Aber dieses Examen hat DIEFFENBACH nie gemacht! Es heißt nämlich in dem Curriculum vitae weiter: „*Tunc vero artis medicae studendae cupido, qua jam belli tempore accensus eram, me denuo cepit et Medicinae me dedi!*“

Königsberg ? Dezember ?

„Ich studiere schon seit meiner Ankunft Medizin. Ja, die Medizin ist auf Grund der Theologie gebaut und eine herrliche Wissenschaft. Schon auf meiner Reise war ich auf's reine mit mir gekommen, hatte mich fest bestimmt, meine Studien zu ändern. So kam es denn, daß ich dem Onkel, als er mich zum Courmachen bei der hohen Geistlichkeit ermahnte, antwortete: Onkel, kann nicht Theologe bleiben, ich will Medizin studieren. Das tue, antwortete er, und melde dich. Damit war die Sache abgemacht. Die Kollegien fingen einige Tage darauf an, und jetzt habe ich beinahe schon einen vierteljährigen Kursus mit Lust und Liebe durchgemacht, habe schon den Ekel überwunden, da ich einen buckligen Selbstmörder sezieren sah.“

Wenn diesem Briefe auch die Jahreszahl fehlt, so liegt doch nichts näher, als daß man ihn in das Jahr 1814 verlegt, wie es auch ROHLFS getan hat. DIEFFENBACH war nunmehr 22 Jahre alt, und wenn er ein neues Studium beginnen wollte, so war gewiß keine Zeit zu vergeuden. Nun habe ich aber feststellen müssen, daß jener Brief des „Muskelfuchses“ DIEFFENBACH nicht aus dem Jahre 1814, sondern aus dem Jahre 1816 stammt. Im Frühjahr 1820 ist unser Studiosus medicinae nämlich zur Fortsetzung seines Studiums nach Bonn gegangen, und von hier aus schreibt er: „Viertheil Jahre habe ich in Königsberg Medizin studiert.“ Das sind sieben Semester, und diese kommen heraus, wenn man vom Wintersemester 1816/1817 bis zum Sommer-

semester 1820 rechnet. Zudem steht in dem Album der Albertus-Universität schwarz auf weiß zu lesen, daß JOHANN FRIEDRICH DIEFFENBACH aus Rostock am 25. Oktober 1816 als Studiosus medicinae immatrikuliert worden ist.

So stolz ich als DIEFFENBACH-Forscher zunächst darauf war, besagte chronologische Berichtigung getätigt zu haben, so wenig bin ich ihrer froh geworden, denn ich habe trotz aller Nachforschungen, an denen sich auch die Rostocker theologische Fakultät bereitwilligst beteiligte, nicht herausbekommen können, was DIEFFENBACH in der Zeit vom Mai 1814 bis zum Oktober 1816, also fünf lange Semester hindurch, in Rostock getrieben hat. Was ist mir da nicht alles durch den Kopf gegangen! Ich dachte unwillkürlich an die Brausejahre eines anderen genialen Musensohnes, meines lieben Veters KARL LUDWIG SCHLEICH. Sollte FRITZING DIEFFENBACH, angekränkt von dem Zweifel, ob er wirklich zum Theologen taugte, vorübergehend aus dem seelischen Gleichgewicht geraten, sollte er auf dem Wege gewesen sein, ein verbummelter Student zu werden? War etwa sein „vieljähriger Freund“, der ewige Kandidat der Theologie HEGEWALD, dem er später in Berlin den Unterricht in der Aussprache bei seinen wegen Gaumenspalts Operierten übertrug, ein kongenialer Kumpan jener ungenützten fünf Semester? Genug, ich komme über Vermutungen nicht hinaus, und DIEFFENBACH selber überspringt mit jenem „Tunc vero“ elegant diesen Zeitraum, hat also allem Anschein nach diese Episode aus seinem Leben gestrichen wissen wollen. Wir jedenfalls müssen froh sein, daß er, der inzwischen 24½ Jahr alt geworden war, sich nunmehr dem Beruf zuwandte, für den er nach seinen geistigen und körperlichen Anlagen auserwählt war wie wenige. Es ist deshalb eigentlich müßig, der Frage nachzuhängen, was aus ihm wohl geworden wäre, wenn er das Studium der Theologie durchgehalten hätte, aber es reizt mich doch, diese Frage zu berühren, weil ich eine einigermaßen zuverlässige Antwort auf sie zu geben vermag. So sehr DIEFFENBACH auch das Wort meisterte, er hätte als Kanzelredner nicht sonderlich gewirkt, denn wie PIROGOW, sein Schüler vom Jahre 1833, uns berichtet, „taugte er zum Redner nicht. Er hatte eine dünne und schwache Stimme, sprach nach seiner Gewohnheit sehr undeutlich und brachte die einzelnen Worte gleichsam widerstrebend hervor.“ Im übrigen aber, behaupte ich, wäre er ein freimütiger, gerecht denkender Seelsorger geworden, abhold jedem

Schein und jeder Engherzigkeit. Hierfür will ich einige Belege aus seinen Schriften bringen:

„Ein Krankenwärter soll zwar kein Betbruder und Frömmler sein, der dem Kranken geistliche Lieder wider seinen Willen vorsingt, aber Frömmigkeit und echte Gottesverehrung sind etwas anderes, und die muß er haben, wenn er seinen Beruf gern und freudig erfüllen will.“

„Ein Mensch ohne Nase erregt Abscheu und Entsetzen, und dazu ist die Welt noch gewohnt, diese unglückliche Entstellung als eine gerechte Strafe der Schuld zu betrachten. Es ist überhaupt die Einteilung der Krankheiten oder vielmehr ihrer Folgezustände in verschuldete und unverschuldete höchst sonderbar. Der Unglückliche, welcher die Nase verloren hat, findet kein Mitleiden, am wenigsten bei den Homöopathen und Heuchlern; denn schnell fertig mit dem Wort heißt es: „ist des Mitleidens unwert, denn der Mensch hat sein Unglück selbst verschuldet“, als wenn die meisten mit Nasen unschuldiger wären! Es wird auch von der Welt nicht weiter untersucht, ob die Nase verloren ging, weil ein Balken darauf fiel oder ob Skrofeln oder ob Syphilis sie zerstörte.“

„Als einstens mir von Seiten der hiesigen Armendirektion ein kleiner Klumpfußtaugenichts von Bettler, welcher im Tiergarten mit seinem nackten Klumpfuß viel Bettelunfug getrieben hatte, zugesendet wurde, hatte der Prediger seiner Kirche, sollte man es glauben, unter das Aktenstück der Armendirektion einen langen gebenedeiten Sermon gesetzt, daß er die Heilung des Knaben ganz mißbillige, denn der Mensch solle nicht ändern, was Gott gemacht! Das ist Aufklärung im neunzehnten Jahrhundert. — Von meinem ärztlichen Standpunkte aus habe ich wieder etwas unter das vom Prediger Geschriebene notiert.“

Seine Vaterstadt Königsberg, die DIEFFENBACH übrigens als echter „Jung von der Waterkant“ auf dem Seewege von Rostock aus erreichte — *urbem natalem navigavi* — hatte er wohl deshalb als Universität gewählt, weil ihm, dem von der Unterstützung seiner Verwandten Abhängigen, hier pekuniäre Erleichterungen für sein Studium winkten. In der Tat gelangte er als geborener Königsberger in den Genuß des Stipendium DRUMMERIANUM in Höhe von 60 Talern pro Jahr, ferner wurde ihm ein Königliches Stipendium von 150 Talern gewährt, wofür wohl seine freiwillige Teilnahme am Befreiungskriege ausschlaggebend war.

Was nun Königsberg als Universität für Mediziner anbetrifft, so kann man nicht gerade behaupten, daß ihnen die Alma mater Albertina viel zu bieten vermocht hätte, im Gegenteil, sie stand in dieser Hinsicht wohl allen andern preußischen Universitäten nach, und wir wollen einmal prüfen, welche Zustände der Studiosus medicinae im Jahre 1816 dort vorfand. Obgleich die

Universität schon seit dem Jahre 1544 bestand, so verfügte sie für den medizinischen Unterricht bis zum Jahre 1809 nur über eine einzige Anstalt, nämlich ein „Anatomisches Theater.“ KARL FRIEDRICH BURDACH, der 1814 von Dorpat nach Königsberg als Professor der Anatomie und Physiologie berufen worden war, schreibt: „Alles, was ich zur Anatomie gehörig vorfand, war ein dem Einsturze drohendes Gebäude mit zwei alten defekten Skeletten und einer zur Übung im Bandagieren von den Chirurgen geschenkten Puppe.“ Bei den durch den eben überstandenen Krieg erschöpften Staatsmitteln wurde BURDACHS Gesuch auf Errichtung einer neuen Anstalt zunächst abgelehnt, aber es wurde provisorisch im Albertinum, dem Universitätsgebäude, das ehemalige Konviktorium zum Hörsaal sowie Sammlungsraum anatomischer Präparate und ein daneben befindliches Stübchen zum Sezieren hergerichtet, und in letzterem hat unser „der Arzneiwissenschaft Beflissener“ den buckligen Selbstmörder sezieren sehen. Auf Drängen BURDACHS kaufte der Staat im Frühjahr 1817 auf dem Butterberge ein bescheidenes Gebäude und bewilligte zugleich die Mittel zu baulichen Umänderungen für die Zwecke eines anatomischen Instituts. Es wurde ein heller Präparier- und Demonstrationsaal geschaffen sowie eine Vorrichtung zum Versenken und Aufwinden der Leichen eingebaut. Ferner war es dem rührigen Ordinarius gelungen, den jungen aufstrebenden KARL ERNST VON BAER von Würzburg nach Königsberg als Prosektor zu ziehen, und diesen beiden trefflichen Lehrern verdankte DIEFFENBACH seine Ausbildung in der Anatomie und Physiologie.

In seiner Selbstbiographie schreibt VON BAER: „Es ist mir immer eine angenehme Erinnerung gewesen, daß der später als Operateur so berühmte DIEFFENBACH im ersten Jahre meines Dozententums mein Zuhörer war! Er war ein eifriger Anatom.“ Im Jahre 1843 haben sich beide, die übrigens fast auf den Tag gleichaltrig waren, in Petersburg wiedergesehn; zu dem um 16 Jahre älteren BURDACH aber ist DIEFFENBACH später in ein Freundschaftsverhältnis getreten, sie haben sich im Jahre 1828 in Berlin auf der Naturforscherversammlung und im Jahre 1843 in Königsberg getroffen, viel miteinander korrespondiert, auch hat der ehemalige Schüler einen Beitrag zu der „Enzyklopädie der Heilwissenschaft“ seines Lehrers geliefert. In seinem „Rückblick auf mein Leben“ spricht BURDACH von seinem wackeren Freund DIEFFENBACH, der unter seinen ehemaligen Zuhörern ihm

immer die treueste Anhänglichkeit bewiesen und der seine operative Kunst auf physiologisches Wissen basiert habe.

Wie sah es nun damals mit dem klinischen Unterricht in Königsberg aus? Als der Hof und die obersten Staatsbehörden nach dem unglücklichen Kriege von 1806/1807 vorübergehend ihren Sitz nach der zweiten Residenzstadt Preußens verlegten, überzeugte sich HUFELAND, der Leibarzt der königlichen Familie, persönlich von der „verfallenen Lage der medizinischen Fakultät“ und machte den Minister VON HUMBOLDT darauf aufmerksam.



Abb. 1. Die chirurgische Klinik vom Jahre 1816

1 Wirtschaftsräume, 2. Nebenräume der Klinik, 3. Krankenräume, 4. Wohnung des Unterarztes

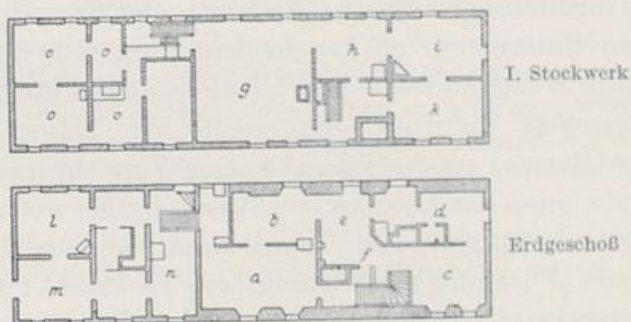


Abb. 2. Grundriß der Klinik

Nach Kräften sorgte der verarmte Staat für Abhilfe. Im Jahre 1809 wurde in dem LÖBENICHTSchen Hospital die medizinische Klinik mit 18 Betten eröffnet, deren Direktor zu DIEFFENBACHS Studienzeit Professor ELSNER sen. war. Zu der Errichtung eines Lehrstuhls für Chirurgie kam es allerdings erst im Jahre 1814. Der Inhaber desselben, der Extraordinarius Dr. KARL UNGER, mußte sich, da eine eigene Klinik noch fehlte, zunächst auf theoretischen Unterricht beschränken. Als DIEFFENBACH im Jahre 1816 nach Königsberg kam, bestand aber bereits, dank der Energie UNGERS, eine bescheidene chirurgische Klinik mit 10 Betten, für deren Zwecke ein ehemaliges Privathaus auf dem Butterberge hergerichtet worden war. Die Zahl der Klinizisten war gering, im Jahre 1814 betrug sie nur 6, in den Jahren von 1816 bis 1823 wurden im ganzen 54 Studierende unterrichtet.

Höchst bemerkenswert ist es nun, daß unser DIEFFENBACH als klinisches Semester „aus eigenem Antriebe“ chirurgische Selbstversuche vornahm; sie bewegten sich auf dem Gebiete der Transplantation, also in der Richtung der plastischen Chirurgie. *Ex ungue leonem!*

1. „In 6 kleine Stichwunden, die ich mit einer lanzettenförmigen Starnadel an meinem linken Arm gemacht hatte, steckte ich die ausgerupften Augenbrauen eines Freundes und befestigte dieselben mit Pflasterstreifen. Mehrere Tage empfand ich ein Jucken, um jedes Haar bildete sich ein kleiner entzündeter Hof; zwei fielen durch Vertrocknen, zwei durch Eiterung aus, die beiden letzten wuchsen fort, indem sich die Oberhaut fortwährend abschuppte. Als ich diese einige Zeit nachher mit derselben schmerzhaften Empfindung, die man beim Ausziehen der Haare hat, auszog, so fand ich die Wurzeln ganz natürlich.

2. ich pflanzte einige Kopfhaare in runde Stichwunden an meinem linken Arm und schnitt dieselben dicht über der Oberhaut ab. Als an den geröteten Stellen tags darauf die Spitzen der Haare nicht mehr sichtbar waren, so hielt ich sie für ausgefallen und achtete nicht weiter darauf. Später schuppte sich die Epidermis an jenen Stellen ab, worauf die Haare wieder zum Vorschein kamen, fortwuchsen und eine frische kolbige Wurzel zeigten.

3. Haare aus der Nasenhöhle wuchsen ebenfalls ohne Schwierigkeit fort.

4. Mit demselben Erfolge wurzelten weiße Haare vom Kopfe eines Greises auf meinem Arm, eine Färbung erfolgte aber nie, ebensowenig sah ich ein Erbleichen schwarzer transplanterter Haare.“

Als der junge Klinizist seinem Lehrer UNGER die Ergebnisse seiner Haarverpflanzungen mitteilte, sagte dieser zu ihm: „Dann wird ja eine Glatze bald eine Seltenheit werden.“

Wie wir hörten, war DIEFFENBACH im 6. Semester seines Theologie-Studiums noch Korpsstudent geworden. Diese Beziehungen weiterzuspinnen fehlte es in Königsberg an Gelegenheit, denn es bestand damals dort noch keine derartige Verbindung. Es erscheint auch mehr als fraglich, ob den durch das Erlebnis des Befreiungskrieges Gereiften das damalige Korpsstudententum noch innerlich befriedigt hätte. Seine glühende Vaterlandsliebe und sein Idealismus trieben ihn vielmehr der jungen burschenschaftlichen Bewegung in die Arme, die, im Jahre 1815 „gegründet auf das Verhältnis der deutschen Jugend zur werdenden Einheit des deutschen Volkes“, von Jena ihren Ausgang genommen und in kurzer Zeit in den Universitäten Tübingen, Heidelberg, Halle und Gießen Fuß gefaßt hatte. Jetzt galt es, auch an der Albertus-Universität die Burschenschaft ins

Leben zu rufen, und es spricht für das Ansehen, das DIEFFENBACH im Kreise seiner Kommilitonen genoß, daß er einer der beiden Deputierten war, die die Königsberger Studentenschaft zu dem im März 1818 nach Jena anberaumten Burschentag entsandte. Das Wartburgfest der Burschenschaft vom Oktober 1817 hatte im Vergleich zu dem Jenaer Burschentag eine harmlose, mehr symbolische Färbung gehabt, jetzt aber führten politische Schwärmerei und getäuschte patriotische Hoffnungen die jugendlichen Gemüter auf schlimme

Abwege, worauf ich noch zurückkommen werde.

Bald nach der Rückkehr der beiden Königsberger Deputierten wurde auch an der Albertus-Universität ein „Burschenverein“ begründet. Für den Geist, der diesen beseelte, legen folgende Worte BURDACHS ein rühmendes Zeugnis ab:



Abb. 3.

Der Burschenschafter DIEFFENBACH
(Ölgemälde, im Besitz seines Enkels,
des Herrn Oberstleutnant a. D.
BRUSTELLIN)

„Mag die Burschenschaft hin und wieder ausgeartet sein, ja, in einzelnen Individuen bis zu hochverräterischen Träumen sich verirrt haben, bei uns zeigte sie sich nur in wahrhaft edler Gestalt; sie verbannte das kleinliche Treiben der Landsmannschaften, die Rauferei, Völlerei und jede Roheit; nur Tüchtigkeit der Gesinnung und ernste Vorbereitung zum Dienst für das Vaterland konnten auf Ehre Anspruch

machen. So bildete sich denn auch ein vertrauliches Verhältnis zwischen Professoren und Studenten, wie es vorher nicht gewesen war und auch nicht wieder geworden ist. Im Winter 1818 errichtete ich in Gemeinschaft mit einigen Professoren eine „akademische Muße“ für Professoren und Studenten; man kam alle 14 Tage abends um 6 Uhr in einem Gasthause zusammen; der öffentlichen Unterhaltung durch Aufführung von Tonstücken und Vorträgen verschiedener Art folgte gesellige Unterhaltung; sechs Ordner, zu welchen außer uns drei Studierende gehörten, besorgten alles Erforderliche. Der beginnende Verdacht auf demagogische Umtriebe machte diesen schönen und schuldlosen Verbindungen bald ein Ende.“

Die „ernste Vorbereitung zum Dienst für das Vaterland“, die die Burschenschaft von ihren Mitgliedern forderte, spornte unseren DIEFFENBACH zu einer Höchstleistung gemeinnütziger Art an, die

noch heute in Königsberg nachwirkt, nämlich zur Gründung einer städtischen Schwimmschule. Schon im Sommer 1817 hatte er mit Begeisterung seine geliebte Schwimm- und Tauchkunst im Pregelstrom ausgeübt, auch in studentischem Übermut einen „Wasserulk“ vollführt, der ein gewisses Aufsehen erregte. Der greise Geheimrat Dr. WILDE-Deutsch-Krone teilte mir darüber folgendes mit:

„An den Besuch DIEFFENBACHS in Königsberg im Jahre 1843, wo ich ihn persönlich sah, knüpften sich verschiedene Anekdoten, welche teils in Kneipen verhandelt, teils auch in den Tagesblättern kolportiert wurden. In der Gegend der Börse gab es damals eine Fähre über den Pregel, um den Weg von einem Stadtteil zum andern abzukürzen. Dieselbe wurde bedient von einem älteren Fährmann unter Benützung eines quer über den Fluß geführten Taues, pro Person 1 Pfennig. Als der Student DIEFFENBACH einmal mit der Fähre etwas über die Hälfte des Stromes gelangt war, weigerte er sich entschieden, den geforderten Pfennig zu bezahlen und sprang, als der Fährmann ungnädig wurde, schlankweg in den Pregel und legte den Rest des Wegs in voller Kleidung schwimmend zurück.“

Als nun die Badezeit des Jahres 1818 herangekommen war, faßte DIEFFENBACH den Entschluß, mit Hilfe des Magistrates eine Schwimmschule für die Königsberger Bevölkerung ins Leben zu rufen. Trotz der beschränkten öffentlichen Mittel ging der Magistrat auf diese Anregung ein, und schon nach wenigen Wochen kündigte er im „Königsberger Intelligenz-Zettel“ die Eröffnung der Schwimmanstalt am Pregel in der Nähe des Sackheim „unter der Leitung des Studiosus DIEFFENBACH, eines jungen Mannes von solidem Charakter, der den Unterricht unentgeltlich erteilen wird“, an.

„Nur ein großer Staat wirkt kräftigend zurück auf seine Bürger, hegt und pflegt ein vaterländisches treues Gemüt. So ist es mir ergangen, wohl heiße ich noch Student, ich lebe hier in hundertfachen Verhältnissen und allem möglichen Zusammenhänge, da ich das Vertrauen Vieler genieße. So dirigiere ich hier die große Schwimmschule. In der muß ein Deutscher Mann werden und dazu früh der Grund gelegt sein; die meisten Männer tragen nur diesen Namen als unverdienten Ehrentitel. Begierig fragt Ihr lieben Frauen: FRITZING, wieviel bringt das ein? Der Mann fragt nach etwas Höherem. Ihm gilt nur der innere Wert, die Ehre, ihm ist's genug, wenn er etwas Vaterländisches errungen. So frag' ich nicht: Was gebt Ihr mir, Ihr Herren des Magistrats, wenn ich eine öffentliche Schwimmschule errichte.“ (Aus einem Brief DIEFFENBACHS an die Seinen a. d. Jahre 1818.)

Obgleich der erfolgreiche Begründer der Schwimmschule noch das Jahr 1819 hindurch in Königsberg verblieb, sollte es ihm nicht

vergönnt sein, diese seine Lieblingsschöpfung im zweiten Jahre ihres Bestehens so zu betreuen und zu fördern, wie es in seiner Absicht und in seinen Wünschen lag. Am 23. März dieses Jahres fiel der russische Staatsrat VON KOTZEBUE in Mannheim einem politischen Morde zum Opfer, er wurde von dem Studiosus der Theologie KARL LUDWIG SAND, einem Angehörigen der Burschenschaft und Teilnehmer an jenem verhängnisvollen Burschentag von Jena, dem auch DIEFFENBACH beigewohnt hatte, erdolcht. „Der Baum der deutschen Freiheit muß mit Blut gedüngt, das Vaterland von dem Verräter KOTZEBUE befreit werden.“ Diese ebenso ruchlose wie törichte Tat politischer Schwärmerei und Unreife gab das Signal zu den berüchtigten Demagogenverfolgungen, die, sanktioniert durch die „Karlsbader Beschlüsse“ des deutschen Bundes, die Hochschulen, Studenten wie Lehrer, unter strengste behördliche Aufsicht stellten. Die Albertus-Universität erhielt einen „Aufpasser“ in der Person des Präsidenten BAUMANN, dem der damalige Rektor, der wackere BURDACH, ganz offen erklärte, daß der Anlaß zu seiner Anstellung zu betrübend sei, um eine freudige Bewillkommnung von seiten der akademischen Lehrer möglich zu machen. Und ELSNER sen. schrieb in das Tagebuch der medizinischen Fakultät: „his peractis imminutam et oppressam universitatum dignitatem lugens munus Decani depono.“

Also die Schnüffelei ging auch in Königsberg los, und eines ihrer ersten Opfer war unser FRITZING DIEFFENBACH, der, wovon er selbst bisher nichts ahnte, bei dem Ministerium der Geistlichen-Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten in Berlin „bereits von einer nicht vorteilhaften Seite bekannt war.“ Es spielte hierbei eine Denunziation eine Rolle — où est la femme? — dahingehend, daß DIEFFENBACH um die Tat des ihm persönlich bekannten SAND gewußt und er mit diesem bis zuletzt in regem Briefverkehr gestanden haben sollte. Er geriet in „tausend Weitläufigkeiten und Untersuchungen“, die sich vom Juni an durch Monate hinschleppten. Er, der außer seinen Stipendien nur auf Unterstützung von Verwandten angewiesen war, ging sowohl des königlichen wie des DRUMMSchen Stipendiums verlustig, und über ihm hing das Damoklesschwert der Relegation. Käme es dazu, das wußte er, so würden ihm laut der Exekutivordnung der Karlsbadener Beschlüsse auch alle übrigen deutschen Universitäten verschlossen sein; dann würde er, der das 27. Lebensjahr über-

schritten hatte, vor dem Nichts stehen, dann würde sein ganzes Leben verpfuscht sein. Wie stolz und selbstbewußt hatte er noch vor wenigen Monaten den Seinen geschrieben:

„Wer in dem Treiben und Wogen des Lebens gestählt ist, wer dem Tode zu Wasser und zu Lande oft ins Auge geblickt, dem sind Unannehmlichkeiten das, was Gebirge für die Rundung der Erde sind, nämlich Sandkörner.“

Und nun wußte er nicht ein noch aus und war der Verzweiflung nahe!

Dazu, daß alles noch gut ablief, hat wohl das warme und freimütige Eintreten des Kuratoriums der Universität für die burschenschaftliche Bewegung das Ihre beigetragen, und unser armer Delinquent trug zu dem guten Ausgang das Seine dadurch bei, daß er sich bereit erklärte, nach Ablauf des Wintersemesters 1819/1820 Königsberg zu verlassen, sich auch verpflichtete, von jeder Veränderung seines künftigen Aufenthaltes Anzeige zu machen.

Das, was den Schwergeprüften in seiner Not aufrecht erhielt, war die Liebe. Noch vor Jahresfrist hatte er in einem Briefe dieser Herzensregung gespottet:

„Mir ist die Liebe zu einem andern Wesen noch immer fern. Umhertummeln in der großen Welt und mit Frauen des ersten Rangs hat mich keineswegs zum großen Weltmann gemacht, der ich nicht werden will. Meine Einfachheit darf mich nicht verlassen, doch bin ich tiefer gedrungen als die meisten im Erkennen des Herzens. Wohl habe ich schon öfters im Leben nähere Bekanntschaften gehabt, auch hier, aber glücklich, daß ich des Herzens Tiefen so bald erspähte, daß ich durch ausgebreitete Bekanntschaften, durch leise Anträge manches entdeckte, was mir wichtig war. Ich muß gestehen, daß ich jetzt als junger Mann nur ängstlich an die Ehe denke, die mir einst so herrlich und heilig erschien, jetzt, da sie ein Phantom geworden. Nur eine reine Ehe kenne ich, die von meiner Schwester und BÜHRING. Sonst lügen hier die braunen Augen wie die blauen, in die man wie in einen glatten Wasserspiegel sieht. Wenn ich doch nur ein stilles Veilchen wüßte, sagt mir, wo blüht das? Ich glaubte mitunter, solches gefunden zu haben. Aber dann irrte ich immer, denn die Mediziner sind klug.“

Jetzt war er der Liebe verfallen, der Liebe zu der Gattin des Dr. WILLIAM MOTHERBY. Dieser, der Sproß einer englisch-französischen, in Königsberg ansässigen Kaufmannsfamilie, war ein hochangesehener Arzt, der, in Edinburg approbiert, von dort die JENNERSche Vakzination nach Ostpreußens Hauptstadt eingeführt, sich auch durch die Reorganisation der städtischen Irrenpflege verdient gemacht hatte. Wie ich annehme, war durch

DIEFFENBACHS gemeinnütziges Verhalten bei der Gründung der Schwimmschule die Bekanntschaft und Annäherung der beiden hochgesinnten Männer vermittelt worden. Im Jahre 1806 war der 30jährige MOTHERBY die Ehe mit der um sieben Jahre jüngeren JOHANNA THIELHEIM, der Tochter eines Königsberger Handwerksmeisters, eingegangen. Die kleine, zur Üppigkeit neigende Frau mit den schönen dunklen Augen und dem anmutigen Wesen hatte sich mit feinem Takt in die ihr neue große Welt des Haushaltes ihres Gatten hineingefunden. Das MOTHERBYsche Haus war seit Jahren der Vereinigungspunkt der geistigen Aristokratie



Abb. 4. JOHANNA MOTHERBY

der zweiten Residenzstadt, wie es auch allen preußischen Patrioten offengestanden hatte. Denn die MOTHERBYs waren ausgesprochene Feinde NAPOLEONS und aufrichtige Bewunderer Preußens. WILLIAMS Bruder JOHN hatte an dem Befreiungskriege teilgenommen und war bei der Erstürmung des Grimmaschen Tores für sein Adoptivvaterland gefallen.

Zu den Gästen und Freunden WILLIAMS und JOHANNAS gehörten im Jahre 1809, als die obersten Behörden vorübergehend ihren Sitz in Königsberg hatten,

WILHELM VON HUMBOLDT und im Januar und Februar des Jahres 1813, vor Ausbruch des Sturmes, ERNST MORITZ ARNDT, der Begleiter des Freiherrn VON STEIN. Aus einem Briefe HUMBOLDTS an seine Frau will ich einiges zur Charakteristik JOHANNAS beibringen:

„Es gibt hier eine kleine sehr kluge und gute aber gar nicht hübsche, eigentlich häßliche Frau Dr. MOTHERBY, von der ich jetzt oft vom Tode und auf eine recht wunderbare, nordische Art und Weise, manchmal fast Shakespearesch reden höre. Sie hat eine eigene melancholische Wendung und sagte mir noch gestern, es hätte sie sonst so oft vor dem Tode geschaudert, aber jetzt sei das vorüber. Sie könne keinen Sarg vorübertragen sehen, ohne sich in der Phantasie recht lang und ruhig und bequem darin auszustrecken. Von jeder Kleinigkeit kommt sie auf solche Ideen. So hat es mich schon vor längerer Zeit frappiert, daß sie, als von der Reihe großer Steine gesprochen wurde, die hier mitten in die Straße gepflastert sind, auf einmal sagte: „Auf der werden immer

die Toten getragen“. Ich habe sie erst kurz vor meiner Reise nach Memel kennen gelernt, aber gleich bemerkt, daß in ihr etwas hier in Königsberg und an sich Ungewöhnliches verborgen sei. Die Frau ist unglücklich, nicht an sich durch ihre Lage, aber weil sie niemand um sie her versteht und sie doch aus ihrem Kreise nicht herausgehen kann. Ihre größte Eigentümlichkeit ist ihre leidenschaftliche Liebe zu ihrem Mann. Ihre ganze Art zu sein, die, da sie sehr anspruchslos ist, schwer in die Augen fallen kann, ist sehr anziehend und flößt ein tiefes Mitleid ein; ich wüßte in langer, langer Zeit nicht einer Frau so gut geworden zu sein und so gewünscht zu haben, etwas für ihr Glück tun zu können.“

Ja, trotz der Liebe zu ihrem Manne fühlte sich JOHANNA tiefunglücklich in ihrer Ehe, da derselbe, wie ARNDTS Biograph MEINHOLD urteilt, „über den vielen Geschäften seines Berufes und bei seiner zurückhaltenden KANTischen Natur für das unruhige, begehrlische Herz seines nixenhaften Weibleins nicht das richtige Verständnis und nicht die rechte Zeit fand.“

Hatte JOHANNA auf WILHELM VON HUMBOLDT, den Mann, der „nicht recht lieben und auch nicht recht hassen konnte“, einen tiefen Eindruck gemacht, so bildete sich zwischen ihr und ERNST MORITZ ARNDT ein seelischer Bund heraus, der die Grenzen der romantischen Freundschaft jener Zeit zwischen Mann und Weib mehr als einmal zu überschreiten drohte. Wer sich in unsren Tagen noch genügend Sinn für Romantik bewahrt hat, der möge HEINRICH MEISNERS Büchlein: „Briefe an JOHANNA MOTHERBY von WILHELM VON HUMBOLDT und ERNST MORITZ ARNDT“ lesen; ich für meine Person bin ob der süßlichen, überschwenglichen Form dieser seiner Briefe an dem sonst doch durch seine kernige Männlichkeit so sympathischen ERNST MORITZ ARNDT vorübergehend ganz irre geworden. Die innere Entfremdung in der MOTHERBYSchen Ehe war nun so weit vorgeschritten, daß JOHANNA mit tausend Freuden ARNDT, der damals Witwer war, gefolgt wäre; aber dieser, so sagt MEINHOLD weiter, gelangte, je länger je mehr, zu der Erkenntnis, daß er der Mann nicht sei, den ihre Seele suchte; sie war nach seinen eignen Worten: „ein verflogenes, zerzaustes Piepvögelein, das viel zu romantisch war, um glücklich zu sein und glücklich zu machen.“

Die bittere Enttäuschung mit ARNDT hatte JOHANNAS Leidenschaft, wie ihr Biograph HEINRICH MEISNER schreibt, nicht gezähmt; sie wollte heraus aus den Verhältnissen, die sie nicht befriedigten, sie wollte eine Seele, die sie verstand, ganz allein für

sich haben und war bereit, alle Opfer zu bringen, alle äußeren Rücksichten schwinden zu lassen, wenn sie nur eins fand, voll erwiderte Liebe. Wenn nun der 26jährige DIEFFENBACH im Jahre 1818 ihren Lebensweg kreuzte, so ist nicht anzunehmen, daß sie diesem alsbald ihr Herz zugewandt und in ihm denjenigen erblickt hätte, der sie herausführen sollte aus der Qual ihrer unglücklichen Ehe. Vor solchen Empfindungen mußte sie schon der Umstand bewahren, daß sie um neun Jahre älter war als der neue Gast des Hauses MOTHERBY, auch ist aus einem Briefe ihres väterlichen Freundes, des Kriegsrats SCHEFFNER zu ersehen, daß sie dem jungen Mediziner zunächst „nur höchst gewöhnliche Geistesfähigkeiten“ zugesprochen hatte. Als aber im darauffolgenden Jahre die Demagogenverfolgungen an der Albertus-Universität einsetzten und den Burschenschafter DIEFFENBACH der Verzweiflung in die Arme trieben, da schlug das Mitleid JOHANNAS mit dem Unglücklichen in leidenschaftliche Liebe zu ihm um, die von diesem ebenso heiß erwidert wurde.

Es kam, wie es nicht anders sein konnte, zum Bruch zwischen den beiden Männern. Darauf bezieht sich folgender erschütternder Brief DIEFFENBACHS vom 12. September 1819:

„Meine teure Friederike!“

„Seit vorgestern ist mir der härteste Schlag des Schicksals gegen mich bekannt. Ich bin ein armer, armer Mensch, ich habe mein letztes Blut, mein letztes Herzensblut vergossen. Hier war meine Krone, mein Szepter, mein Ehrenkleid. Ich liebte sie, wie ich nie wieder ein Weib lieben kann und opferte für sie ein Weib und Kinder auf. Ich ließe mir die Glieder aus den Gelenken nach ein ander abnehmen und wollt' wahnsinnig bettelnd auf einem Karren durch die Straßen gezogen werden, wenn mir nur das Gefühl der Liebe geblieben und ich sie behalte. Zum Wahnsinn und zur Gotteslästerung, zu schauerhaften Verwünschungen, zum Haß gegen Alles, zum Selbstmorde beinah riß es mich fort und doch lebe ich und will es und wenn es mir auch noch so schwer wird.“

Das Gebotene für DIEFFENBACH wäre es gewesen, Königsberg schleunigst zu verlassen, aber das ging nicht an, denn es schwebte ja ein Verfahren wegen „demagogischer Umtriebe“ gegen ihn, er mußte an Ort und Stelle verbleiben, ein furchtbarer Zustand für den nunmehr mit doppelter Schuld Beladenen. Er suchte Trost und Ablenkung im fleißigen Studium. Erst kurz vor Weihnachten wurde die Untersuchung gegen ihn eingestellt, und im Frühling 1820 verließ er, seinen Versprechen gemäß, Königsberg. Er lenkte seine Schritte nach Bonn.

Bonn, 5. Juni 1820.

„Meine geliebte Schwester!“

„Staunet Ihr nicht, daß ich hier bin, vom fernen Norden an das westliche Ende des Vaterlandes, um Ruhe zu finden, die ich nicht finde? Vierteilb Jahre habe ich in Königsberg Medizin studiert, in den ersten Jahren viel gelernt, doch in den letzten anderthalb wenig getan, Ereignisse anderer deutschen Universitäten zogen auch Königsberg, besonders auch mich in's Spiel. So geriet ich in tausend Weitläufigkeiten und Untersuchungen. Welch' unbedeutenden Ausgang das genommen wißt Ihr! Und endlich jenes Verhältnis, das früh ohne Not und Qual so viele Sorge machte. Aber gerade das war es, was mich am Leben erhielt, meine Erhalterin, meine verehrte Freundin, die geistvollste, gebildetste, verehrteste Frau der ganzen Stadt, vor der alle knien, die wachte über mein Leben, tröstete und liebte mich, daß sie selbst in den Tod für mich gegangen wäre. Daß ein solches Verhältnis rein war, sein mußte, ergibt sich von selbst, da auch niemand ein Eintrag geschah, aber Ihr habt ihr zu danken, denn ohne sie wäre ich nicht mehr. Sie war meine geistvolle Lehrerin und Bildnerin, und ich ging und ließ sie im Todeskampf und brachte mich dem Verschmachtungstode nahe. So stark waren wir beide, aber wir wählten diesen entfernten Ort, damit mich nicht etwa die Lust übermannte und ich von einer minder entfernten Universität zu ihr zurückeilte. Ihre Briefe sind meine einzige Labsal auf dieser öden Welt für mich gewesen. Ich reiste also hierher, in Verzweiflung schied ich von ihr, in Tränen gebadet, um mich mit aller Wut wieder auf die Wissenschaft zu werfen. Auch in Königsberg hatte ich das letzte halbe Jahr wieder tüchtig gearbeitet und mich besonders auf die höhere Chirurgie gelegt, denn zur Chirurgie bin ich geboren. Meine technische und mechanische Fertigkeit der Finger läßt mich mit der Tüchtigkeit eines alten Meisters jede Operation machen. Vierzehn Tage vor meinem Abgange machte ich noch ein tolles Wagestück auf eigene Hand. Die Stadt und die Freunde schrien Tags darauf, als es bekannt wurde: das sieht Dir ähnlich! Mein Vorturner, Vorschwimmer und Fechter war ein schöner, großer, kräftiger junger Mann, der seit frühester Kindheit drei große Drüsen, wie Wallnüsse am Halse hatte, die ganz verhärtet waren. Ärzte hatten ihn oft gesehen und der Gefährlichkeit wegen standen sie von dem Unternehmen der Wegnahme ab. Da er mich sehr liebte und als seinen Meister hochachtete, sagte ich: Junge, ich werde Dich operieren. Zeit und Stunde ward bestimmt, 3 Chirurgen bestellte ich zu Gehülfen; er ward hingelegt, ich machte einen langen Schnitt vom Kinn bis zum Halse, faßte die Dinger warm heraus, bei der dritten, die von Pulsadern umschlungen war, wurde eine zerschnitten, das Blut spritzte in Strömen heraus, die andern bebten und unterstützten mich, ich fand das blutende Gefäß, faßte es mit der Zange, vereinigte die Wunde und die erste glückliche Operation gab mir Mut zu andern. Vorgestern habe ich in aller Stille zwei Stunden von hier einem alten Mann den Star operiert, und wahrscheinlich wird er ganz gut sehen. So etwas geschieht heimlich, wenn andere dergleichen

auch wagten, wie viel mehr Unglück würde noch geschehen. — Wo ich auch sein werde, Praxis werde ich gewiß überall bekommen; eine eigene Sympathie, die ihren Grund in der Wahrhaftigkeit meiner Teilnahme hat, zieht alle Leidenden zu mir hin. In Königsberg schluchzte das ganze Klinikum, als ich ging und auch hier lieben mich alle Kranken. Vergessen habe ich eben zu erzählen, daß ich in namhaftem Aufzuge das Geleit aus Königsberg bekam; alle Studenten, zu Pferde und zu Wagen, holten mich von meiner Wohnung ab und gaben mir eine Meile das Geleite. Solche Auszeichnung hatte in dem Grade keiner erfahren; mehr tot als lebendig saß ich in einem mit Füchsen bespannten Wagen. Die treuesten Freunde in deutscher Tracht waren zur Seite, und so war auch der ganze Zug gekleidet.“

Wenn der für die Chirurgie so begeisterte DIEFFENBACH zur Fortsetzung seines Studiums die Universität Bonn wählte, so hat



Abb. 5. PHILIPP VON WALTHER

hierbei ohne Zweifel die Anziehungskraft PHILIPP VON WALTHERS, des Inhabers des Lehrstuhles für Chirurgie, in hohem Grade mitgewirkt. Wer war PHILIPP VON WALTHER? Sein Andenken ist bei uns mangels einer Pflege der Geschichte der Medizin erloschen, ich will es aber bei dieser mir willkommenen Gelegenheit in etwas wiederaufrichten, indem ich mich hierbei eines hervorragenden Gewährsmannes bediene: der 38jährige aus der Rheinpfalz stammende WAL-

THER hatte auf der bayrischen Universität Landshut die Lehrämter der Physiologie und Chirurgie noch in seiner Person vereinigt; jetzt vertrat er nur das Fach der Chirurgie, einer Chirurgie, die auf Physiologie, wahrlich die zuverlässigste Führerin alles klinischen Handelns, gegründet war. Dafür hatte DIEFFENBACH, der Schüler des trefflichen BURDACH, volles Verständnis. Und nun soll mein Gewährsmann, RUDOLF VIRCHOW, das Wort haben:

„WALTHERS Einfluß auf die kommende Generation und damit auf die Gestaltung der Medizin in Deutschland ward entscheidend; durch seine beiden berühmten Schüler, in Landshut SCHÖNLEIN und später in Bonn JOHANNES MÜLLER, ist er der Urheber der Regeneration unserer Wissenschaft geworden. Er ist es, der von der Medizin verlangte, daß sie Naturwissenschaft werde, er hat die Forderung aufgestellt, daß sie

alle Hilfsmittel der objektiven Betrachtung heranziehe. „Die Medizin kann“, sagte er, „wahre Fortschritte nur dadurch machen, daß die ganze Physik, Chemie und alle Naturwissenschaften auf sie angewendet, und daß sie auf die gegenwärtig erstiegene Höhe derselben gestellt und mit ihren glänzenden Fortschritten in Übereinstimmung gebracht werde.“

Die Wiederaufnahme eines geregelten Studiums an der im Frühlingsschmucke prangenden rheinischen Universität und der fröhliche kameradschaftliche Verkehr mit einigen alten Waffengefährten, „hohen Semestern“, wie er selber eines war, erweckten in DIEFFENBACH trotz der an ihm zehrenden Liebe zu JOHANNA MOTHERBY neuen Lebensmut. Das bezeugt uns DOROW, der Direktor der Verwaltung für Altertumskunde in Bonn, in dessen Selbstbiographie ich folgenden glücklichen Fund machte: „Unser junger Student DIEFFENBACH, welch' ein Kopf! Ein VAN DYK, ein RUBENS, voll sprudelnden Geistes, ein Student, in dem sich das ganze Studentenwesen in seiner poetischen Form personifiziert.“ Auch in Bonn beschäftigte sich DIEFFENBACH wieder mit seinem alten Lieblingsthema, der Transplantation. HEINRICH HEINE, der zu derselben Zeit dort weilte, sagt von ihm, daß er zum Entsetzen der Studierenden die Gewohnheit gehabt habe, Katzen und Hunden die Schwänze abzuschneiden und damals schon den späteren großen Operateur erkennen ließ. In der Tat machte er Experimente zur Klärung der Frage, ob abgeschnittene Schwänze wieder zur Anheilung zu bringen wären, denn es spukten damals viele Anekdoten von abgehauenen und wieder angeheilten Nasen und Fingern. ROHLFS, selber ein großer HEINE-Verehrer, weiß zu berichten, daß sich in Bonn eine „innige Freundschaft“ zwischen den beiden jungen Männern entwickelt habe. Ich möchte die Richtigkeit dieser Angabe anzweifeln, denn DIEFFENBACH verkehrte hier hauptsächlich mit alten Freiheitskämpfern, und in diesem Kreise wäre HEINE mit seiner Napoleon-schwärmerei schwerlich gelitten worden. Immerhin gibt sich dieser als Freund DIEFFENBACHS aus; in einem Briefe an LASALLE schreibt er von seinem Siechenlager, aus seiner „Matratzengruft“: „DIEFFENBACHS Freundschaft ist für mich ein tröstender Gedanke; ich sage zu meiner Krankheit, nimm Dich in acht, mich gar zu sehr zu molestieren, denn der heilende Gott ist mein Freund.“

Der „höchst übelberüchtigte Burschenschafter“ konnte es schlechterdings nicht wagen, von neuem den Antrag auf Ge-

währung eines königlichen Stipendiums zu stellen; die Mittel zur Fortsetzung des Studiums gewährte ihm in der Hauptsache sein Schwager BÜHRING, der ebensowenig wie seine Schwester PHILIPPINE in dem Glauben an die Zukunft des Brausekopfes wankend geworden war. Welch' ein Trost wäre es wohl für diese beiden treuen Menschen gewesen, wenn sie gewußt hätten, wie der Geheimrat VON WALTHER über seinen neuen Schüler urteilte: „Er ist ein Genie, ein Talent, wie solches mir noch nicht vorgekommen.“

An diesem seinem Lehrer hatte DIEFFENBACH schnell einen Gönner gewonnen, er durfte bald die Dienste eines Hilfsarztes verrichten und „viele Kranke aus der Stadt und Umgebung behandeln.“ Wahrscheinlich schanzte WALTHER dem mittellosen Studio auf diese Weise auch einen kleinen Zuschuß zu. Und im Oktober 1821 tüftelte er für seinen Schützling etwas ganz Feines aus. Da hatte er, der einer der hervorragendsten Augenärzte seiner Zeit war, die russische Fürstin PROTASHOW, die Schwägerin des Grafen ROSTOPTSCHIN, des Anstifters des Brandes von Moskau, wegen drohender Erblindung operiert, und als er erfuhr, daß die reiche Dame zur Nachkur für ein halbes Jahr nach Paris gehen wollte, ihr dringend angeraten, zur Überwachung ihres hohen Befindens einen ärztlichen Reisebegleiter zu engagieren. Für diesen Posten kam natürlich kein anderer in Betracht als sein Lieblingsschüler FRITZING DIEFFENBACH. Sicherlich hat dieser Akt der Fürsorge für seinen Schützling dem ernststen Manne auch manchen Skrupel bereitet, denn jener blickte nunmehr auf ein medizinisches Studium von 10 Semestern zurück. Konnte man die 7 Königsberger Semester auch wohl nicht voll anrechnen, so war das medizinische Triennium — das Quadriennium wurde erst 1829 eingeführt — immerhin erfüllt, und es wurde für den fast Dreißigjährigen hohe Zeit, an das Staatsexamen zu denken. Aber das Projekt war andererseits zu verlockend, bot es doch dem talentvollen jungen Mediziner mit der ausgesprochenen Befähigung zur Chirurgie die sich nie wieder bietende Gelegenheit, die französische Chirurgie, die damals unbestritten die Führung hatte, an der Quelle zu studieren. Das war das Opfer eines Semesters wohl wert, und diese Überlegung brachte WALTHER über seine Bedenken hinweg.

In Paris nun besuchte DIEFFENBACH die Kliniken der „drei Barone“ DUPUYTREN, LARREY und BOYER, auch hörte er bei MAGENDIE sein altes Lieblingsfach, die Physiologie.

Einen wie tiefen Eindruck mögen zumal DUPUYTREN und LARREY, die beiden Heroen der französischen Chirurgie, auf das empfängliche Gemüt des jungen Deutschen gemacht haben! GUILLAUME DUPUYTREN, der berühmteste Chirurg Frankreichs, ja der ganzen Welt, der Chefarzt am Hôtel Dieu, stand mit seinen 44 Jahren in der besten Manneskraft. Eine vornehme Erscheinung, von unverkennbarer Ähnlichkeit mit DIEFFENBACHS verehrtem Bonner Lehrer VON WALTHER, genial, beredt, von einer glänzenden operativen Gewandtheit; dazu die überaus lehrreichen Visiten in den Krankensälen mit der Besprechung der einzelnen Krankheitsfälle. STROMEYER, der ihn sieben Jahre später hörte, sagte von ihm: „Er war der erste, den ich in Paris kennenlernte, und wird der letzte sein, den ich je vergesse.“ Und nun der herrliche DOMINIQUE JEAN LARREY, der Chefarzt des Militärhospitals der königlichen Garde, der Gefährte des Ruhmes NAPOLEONS, der von ihm in den Tagen von St. Helena sagte, er sei der tugendhafteste Mann gewesen, den er je gekannt habe und dem die Welt nie das vergelten könne, was er ihr geleistet habe. „Ein 53jähriger kleiner, gedrungener Mann mit ernsten, aber milden dunklen Augen unter einer mächtigen Stirn. Sein Kolorit trug die Spuren der atmosphärischen Einflüsse, denen er sein Haupt in vierundzwanzig Feldzügen unter den verschiedensten Himmelsgegenden preisgegeben hatte. Es wurde malerisch gehoben durch das lange schwarze Haar, das über seinen Nacken fiel. Ich konnte den ehrwürdigen Mann nie ohne Gemütsbewegung sehen und ging oft nach dem Val de grace, wo er noch Klinik hielt.“ (STROMEYER, 1828.)

Einem Briefe JOHANNA MOTHERBYS an WILHELM VON HUMBOLDT, der sich im Besitz der Königsberger Universitätsbibliothek befindet, liegt die Abschrift des so anerkennend und warmherzig gehaltenen Zeugnisses bei, das LARREY dem jungen deutschen Mediziner ausstellte, und das hier zum erstenmal bekannt gegeben wird:

Paris le 28 Janvier 1822.

Hôpital Militaire de le Garde Royale.

Nous Soussigné Chirurgien en Chef de l'hôpital M^{la} de le Garde Royale, membre honoraire du conseil de santé des armées du Roi, Titulaire de l'Académie Royale de médecine, Commandeur de l'ordre Royal de la légion d'honneur, Chevalier de l'ordre Impérial de la couronne de fer D. D. S.

Certifions que Monsieur DIEFFENBACH docteur en médecine et en chirurgie, médecin de M^{de} la Princesse DE PROTASHOW, a assisté à plusieurs

leçons de chirurgie clinique que j'ai faites périodiquement à l'hôpital de la Garde Royale, et que dans les conférences qui suivent ordinairement ces leçons, nous avons reconnu chez ce jeune médecin des connaissances étendues dans toutes les branches de l'art de guérir et une expérience très avancée, en celle de la chirurgie. Enfin nous déclarons que ce médecin, qui nous a paru plein de philanthropie, est digne de la confiance des autorités et des malades, qui seront dans le cas de réclamer ses soins.

En foi de quoi nous lui avons délivré ce présent certificat pour servir et valoir ce que de raison.

Fait à Paris le jour et an que ci-dessus.

Le Baron
LARREY.

Von Paris ging es zu einem mehrmonatigen Aufenthalt „in montem Pessulanum“, nach Montpellier, ebenfalls einer französischen Universitätsstadt. Hier besuchte DIEFFENBACH die Kliniken von Delpech und Lallemand, der erstere wohl der bedeutendere von beiden, einer der Begründer der Orthopädie, der sich besonders die Behandlung der Skoliosen angelegen sein ließ.

Im Frühjahr 1822 kam es zum Bruch zwischen der russischen Fürstin und ihrem Leibarzt.

„Ich übergehe die Demütigungen, die ich bei diesem Scheusal erfahren mußte. Jetzt habe ich vor der Hand mit dem alten Teufel nichts zu tun, und wenn sie mir nichts gibt, so bleibt mir nur übrig, sie zu verklagen. Es lebt sich eben unter den Großen, trotz all' des Glanzes, nicht gemütlich, und wiewohl der Arzt selbst bei diesen sehr hoch steht, Prinzen und Prinzessinnen ziemlich freundlich zu mir sind, so vermag mich dies doch nicht für die Entfernung von meinen Liebsten zu entschädigen.“

Man sollte nun annehmen, daß sich DIEFFENBACH eilends in sein Vaterland zurückbegeben hätte, um das Staatsexamen, den „Kursus“ abzulegen — wofür von allen preußischen Universitäten nur Berlin zuständig war —, galt es doch auch, der vereinsamten JOHANNA MOTHERBY ein neues Heim an seiner Seite zu schaffen, denn ihr Ehescheidungsprozeß in Königsberg ging seinem Ende entgegen, und die Erziehung ihrer beiden vierzehn und fünfzehn Jahre alten Kinder war von dem gekränkten Ehemann seit jenem verhängnisvollen September 1819 befreundeten Familien anvertraut worden. Aber es war etwas Unstetes und Zerfahrenes in DIEFFENBACH gekommen. Anstatt das ihm durch Pflicht und Ehre klar vorgezeichnete Ziel zu verfolgen, lebte er sich in eine tiefe Begeisterung für die seit dem Juni 1821 im Freiheitskampfe gegen das türkische Joch ringenden Griechen hinein. Mit fieberhafter Spannung verfolgte er die Kriegsnachrichten, lernte das

Neugriechische und knüpfte Verbindungen mit maßgebenden Griechen an, um als Arzt auf dem Kriegsschauplatz Verwendung zu finden.

ROHLFS übermittelt uns einen Brief des Griechenschwärmers, dem Ort und Datum fehlen; er ist an seinen Freund, den Hilfsprediger KRUMMACHER in Frankfurt a. M. gerichtet:

„Ich gehe nach Griechenland. Hast Du wohl gelesen, wie die Sechshundert dort sich einen ganzen Tag mit neuntausend Türken geschlagen und sich erst zurückgezogen, als die übriggebliebenen dreihundert alle verwundet waren? Ach Gott, wer hat die verbunden? An allem ist Überfluß, nur Ärzte fehlen. Die Freiheit muß siegen, mir gilt's gleichviel, ob's preußische oder deutsche, amerikanische oder griechische Freiheit ist, aber von den allen dünkt mich die letzte doch die beste. Ich bin gesund, habe Mut, weiß auch in der Gefahr zu denken und zu handeln und bin der Chirurgie so mächtig, daß ich Vielen dort heilbringend sein kann. Aber wie hinkommen ohne das Nötige; 8 Friedrichsdor ist alles, was ich jetzt zusammengebracht habe, und von meinem Schwager bekomme ich erst Michaelis wieder etwas. Nun frage ich Dich, lieber Bruder, ob es in Frankfurt nicht Verbindungen mit Griechenland giebt, und ob nicht ein Haus für einen hohen und heiligen, rein menschenfreundlichen Zweck eine Summe Geldes vorstreckt. Höchst unglücklich wäre ich, scheiterte das Vornehmen an dieser Klippe.“

Was ging in DIEFFENBACHS Innerstem vor? Fing auch bei ihm, wie einst bei ERNST MORITZ ARNDT, die Überzeugung zu dümmern an, daß er doch nicht der Mann sei, den JOHANNAS Seele suchte? Jedenfalls kehrte er, wie gesagt, vor der Hand nicht in die Heimat zurück, sondern begab sich nach Marseille, um hier näheren Bescheid aus Griechenland abzuwarten und sich von diesem Hafen aus eventuell gleich an Bord zu begeben. Er ahnte nicht, daß sich der griechische Aufstand mit Riesenschritten dem Zusammenbruch näherte.

Und dort, auf französischem Boden, kam es nach fast zweijähriger Trennung im Mai 1822 zu einem Wiedersehn zwischen DIEFFENBACH und JOHANNA MOTHERBY, die sich seit einigen Monaten bei befreundeten Familien in Westfalen und im Rheinland aufgehalten hatte. Wir finden hierüber in einem Briefe JOHANNAS an HUMBOLDT, datiert Würzburg, den 15. Dezember 1822, folgenden Aufschluß:

„DIEFFENBACH wollte nach Griechenland, meine Vorstellungen vermochten nichts über diesen bis zur Manie gesteigerten Vorsatz, er lechzte nach einem großen Wirkungskreise, glaubte dort sehr hilfreich sein zu können und auch wohl auf eine schnelle Weise Glück und Ehre für sich und für mich dort zu erwerben. Auf's günstigste war er allen

vornehmsten Griechen empfohlen. Ich beschloß also dorthin mit ihm zu ziehen, nicht wie er etwas zu erwarten, sondern mit ihm zu sterben. Wir waren in Marseille, die traurigsten Nachrichten kamen von Griechenland, da wurde D. endlich von der Betrachtung und Furcht ergriffen, mich möglicher- und wahrscheinlicher Weise in tieferes Elend mit sich hineinzuziehen und bewogen ihn, von seinem Plane abzulassen, ohne mein Zutun. Wir kehrten nach Deutschland zurück.“

Sie wandten sich nach Würzburg. Warum wählte DIEFFENBACH gerade diese Universität?

„Der Strom der Studierenden“, so schreibt RUDOLF VIRCHOW, „lenkte sich in jener Zeit in immer steigender Breite nach Würzburg. Um einen Stamm hervorragender, teils selbst noch jugendlicher, mindestens aber ganz arbeitsfrischer Lehrer drängte sich ein gleicher Stamm von Schülern, die nicht bloß lernen, sondern selbst arbeiten wollten. Es war eine Gärung in den Gemütern, wie sie noch nie vorher an einem Orte in Deutschland bestanden hatte, vergleichbar derjenigen, welche einst durch BOERHAAVE in Leyden angeregt worden war.“

Und wer waren die Vertreter jener berühmten Schule? VON WALTHER sagt: „Der Mittelpunkt des ganzen medizinischen Studii, von welchem alle wissenschaftlichen Betrachtungen der Studierenden ausgingen und auf welchen sie sich wieder zurückbezogen, war IGNAZ DÖLLINGER, der Stifter und Begründer der neuen anatomisch-physiologischen Schule in Würzburg.“ Unter den klinischen Lehrern glänzten JOHANN LUKAS SCHÖNLEIN als Internist, TEXTOR als Chirurg und D'OUTREPONT als Geburtshelfer. An DÖLLINGER schloß sich DIEFFENBACH an, um bei ihm seine Dissertation anzufertigen, für deren Thema wieder seine Lieblingsneigung ausschlaggebend war. Ihr Titel hieß: „Nonnulla de Regeneratione et Transplantatione.“ Er widmete sie seinem verehrten Lehrer, dem Chirurgen VON WALTHER. Der 19. Oktober 1822 war der feierliche Tag, an dem ihm „der herrliche D'OUTREPONT den Doktorhut auf den Kopf setzte.“

Auch jetzt zögerte DIEFFENBACH noch, nach Berlin zu gehen, um den Kursus zurückzulegen. Neben mancherlei anderen Hemmungen machte ihm wohl sein Lehrer SCHÖNLEIN das Scheiden von Würzburg schwer. Es ist notwendig, daß ich mich noch etwas mit diesem Manne beschäftige, weil sich zwischen ihm und seinem übrigens um 1½ Jahre älteren Schüler Beziehungen herausbildeten, die sie nach Jahren, als beide die ersten Vertreter ihrer Fächer geworden waren, wieder zusammenführten. Das soll mir zugleich die willkommene Gelegenheit geben, ein Streiflicht auf den Stand der inneren Medizin jener Zeit zu werfen, eine un-

erläßliche Aufgabe in einem Buche, das sich so viel mit dem Stande der Chirurgie der gleichen Periode beschäftigen muß. Für die Erfüllung dieser meiner Aufgabe bediene ich mich nun eines überaus glücklichen Fundes. Bei der Lektüre von Memoiren berühmter Ärzte stieß ich nämlich in ADOLF KUSSMAULS „Erinnerungen eines alten Arztes“ auf ein vom geschichtlich-medizinischen Standpunkte aus überaus wertvolles Kapitel, das mir wie eigens geschaffen für meine Zwecke erschien: „Ein Heft meines Vaters aus SCHÖNLEINS Klinik 1819/1820“. KUSSMAUL sen. hatte also fast zu gleicher Zeit wie DIEFFENBACH den Unterricht „des jungen Meisters, der sich rasch den Ruf verschaffte, Deutschlands erster Klinker zu sein“, genossen. Ich werde jenes Kapitel, ein wenig gekürzt, wiedergeben.

„Die Würzburger Klinik war eine der größten Deutschlands. Das Juliushospital bot Kranke in reicher Auswahl und mit mannigfachen Krankheitsformen. Das Heft verzeichnet 84 Kranke mit Angabe ihrer Krankheiten, die mein Vater in dem einen Monat August 1820 in den Sälen SCHÖNLEINS gesehen hat. Ein Beispiel: am 8. Juli 1820 kam ein Mädchen mit aufgetriebenem Unterleib und starken Pulsationen „in scrobiculo cordis“ in die Klinik. Am 9. Juli wurde die Disputation über diesen casus abgehalten. Der Praktikant, ein kühner Diagnostiker, erklärte den Fall ohne weiteres für ein Aneurysma der Milzarterie. „Die meisten fielen ihm bei“, bemerkt mein Vater, „aber ich teilte diese Ansicht nicht, die Kausalmomente und die Konstitution der Kranken sprachen dagegen; ich meinte, das Klopfen rühre von Obstruktion her.“ SCHÖNLEIN teilte diese Ansicht. Es gäbe vier Ursachen solchen Klopfens: Aneurysmen, Obstruktionen, verhärtete Eingeweide, die auf die Schlagadern, namentlich die Aorta, drückten, und die Hysterie.

Die Hilfsmittel der klinischen Untersuchung waren noch äußerst dürftig, von Behorchen der Kranken mittels Perkussion und Auskultation ist nirgends die Rede. Die Unterlassung der Auskultation begreift sich aus dem Umstand, daß LAENNECS Werk erst 1819 im Druck erschien, aber es ist für die Deutschen beschämend, daß die Erfindung der Perkussion, die der Steiermärker AUENBRUGGER schon 1761 in Wien veröffentlicht hatte, noch in keiner Klinik Deutschlands geübt wurde. Wie sehr war doch damals die französische Medizin der deutschen überlegen! Bei Besprechung des Empyems zählt SCHÖNLEIN die unsichersten Symptome auf, z. B. das Einschlafen eines Armes, aber der wichtigen Erscheinung des dumpfen Schalles ist nicht gedacht. Die Diagnosen des jungen Klinikers ruhen noch ganz in herkömmlicher Weise auf dem schwachen Boden der symptomatischen Auffassung der Krankheiten. Wo er versucht, die Diagnosen auf anatomischen Boden zu stellen, läuft er Gefahr, grob zu irren, weil die pathologische Anatomie zu wenig vorgearbeitet hatte. Diagnosen wie Synocha, Febris nervosa, Febris gastrico-rheumatica, Typhus e torpore weist das Heft reichlich auf.

Später verwarf SCHÖNLEIN die „essentiellen Fieber“. Die Diagnose der Lienitis kommt häufig vor, auf sie werden die Magenblutungen zurückgeführt. Ebenso schlimm sieht es mit den Typhusdiagnosen aus, hier ließen SCHÖNLEIN die pathologische Anatomie und die Ätiologie im Stich, man hat heute gut spotten, wenn er einen Ganglien- und einen Gehirntyphus unterschied.

Das Heft teilt die Ergebnisse einiger klinischen Sektionen mit; man merkt deutlich: allerlei Veränderungen der Organe, die erst in der Leiche infolge von Senkung des Blutes nach den Gesetzen der Schwere, von Fäulnis usw. vorkommen, wurden als Erzeugnisse der Krankheit, als Zeichen von Entzündung, Brand u. dgl. gedeutet.

In dem Hefte findet sich noch keine Andeutung von dem naturhistorischen System der Pathologie, das SCHÖNLEIN später aufgebaut hat, und er ist noch nicht frei von naturphilosophischen Anwandlungen. „Leber und Milz“, steht wörtlich darin, „sind zwei entgegengesetzte Pole, Eisen und Quecksilber auch. Eisen ist das starrste und festeste, Quecksilber das weichste und durchdringendste Metall. Daraus läßt sich eine Theorie von dem Nutzen des Eisens in Milzkrankheiten aufstellen. So wirksam das Quecksilber bei den Krankheiten der Leber, ebenso wirksam ist das Eisen in Milzkrankheiten.“

In jenem Briefe JOHANNAS aus Würzburg heißt es weiter:

„Wir sitzen nun hier in Sorgen, wo wir uns hinwenden sollen. D. wünschte in Bayern zu bleiben, weshalb er hierher ging und promovierte, doch ist dies von Ärzten überschwemmt und schickt jährlich große Scharen davon nach Holland und Brasilien usw. In dem kleinen Würzburg allein sind einige 40 Ärzte. Dann hat er auch an Paris gedacht, wo er durch seinen Aufenthalt sich einige Bekanntschaft schon erworben, und bekäme er Empfehlungen an einige deutsche oder englische Familien, an GALL und SPURZHEIM, so hoffe er dort wohl emporzukommen. Dorthin ziehen ihn, bei seinem gewaltigen Triebe zur Wissenschaft, auch die medizinischen Anstalten und die bedeutenden Männer dabei. Mir aber scheint schon jedes außerdeutsche Land eine Verbannung und nur in meinem geliebten Preußen möchte ich bleiben. Doch um dort praktizieren zu können, müßte D. erst den zeitraubenden und kostspieligen Kursus in Berlin machen, wenn er nicht durch eine Gunst davon befreit wird. ARNDT meint, das möchte leicht gehen, da D. wohl nachweisen könnte, daß er schon viel praktisch sich beschäftigt hat, lange ist er Hülfsarzt der Klinik in Bonn gewesen und durfte viele Leute der Stadt und der Umgegend behandeln, könnte er nur bei einer Universität eine Professorstelle erhalten, oder Regimentsarzt werden, so wäre dadurch schon der Kursus nicht nötig, vielleicht käme ihm auch zunutz, daß er als Freiwilliger den Feldzug mitgemacht hat. Himmlischer Freund, raten Sie nun und womöglich helfen Sie uns, indem Sie für D. etwas dergleichen vermitteln; ich bilde mir ein Ihnen ist alles möglich, was Sie nur wollen. D. mit seinen Talenten, mit seiner Gabe zu lehren, mit seinem Eifer, würde Ihrer Empfehlung Ehre machen und sich bald in jedes Fach mit Tüchtigkeit und Treue hineinarbeiten. Bis Weih-

nachten bleiben wir wohl noch hier, D. arbeitet viel mit DÖLLINGER in Injektionen, worin DÖLLINGER der größte Künstler ist und selbst PROCHASKA übertrifft. Dann will er nach Mainz sich wenden um zu sehen, was für einen Arzt dort zu hoffen ist.“

Der erfahrene HUMBOLDT scheint all' den krausen Plänen DIEFFENBACHS ein schnelles Ende bereitet zu haben, indem er ihm energisch riet, nach Berlin zu kommen, um das Staatsexamen abzulegen; vielleicht hat der hochherzige Mann bei seiner treuen Freundschaft zu JOHANNA auch die äußern Schwierigkeiten des „kostspieligen Kursus“ überwinden helfen.

Während JOHANNA sich nach Königsberg begab, blieb DIEFFENBACH in Berlin und stieg nun endlich ins Examen. Fünf Stationen waren durchzumachen, die anatomische, die akiurgische, die chirurgische, die medizinische und die Schlußprüfung. Durchschnittlich ging ein halbes Jahr mit der Ablegung des Kursus hin. Die Zahl der Examinanden betrug etwa hundertfünfzig. Am 5. Juli 1823 erhielt DIEFFENBACH die Approbation als „Arzt und Operateur“, wobei zu bemerken ist, daß nur denjenigen jungen Ärzten, die sich in der Akiurgie und Chirurgie ausgezeichnet hatten, der Charakter als „Operateur“ beigegeben wurde.

Vor 13 Jahren hatte DIEFFENBACH die Schule verlassen, er blickte also auf 26 akademische Semester zurück und stand im 32. Lebensjahre.

Als „Praktischer Arzt und Operateur“ in Berlin

Sogleich nach beendetem Staatsexamen ließ sich DIEFFENBACH in Berlin nieder und bezog eine Wohnung in der Mittelstraße. Preußens Hauptstadt hatte damals etwa 200 000 Einwohner, die Zahl der in ihr praktizierenden Ärzte betrug etwa 160. Am 13. Juli, also eine Woche nach seiner Niederlassung, schreibt er an seine Tante DÜHR:

„Meine Praxis mehrt sich, doch geschieht die meiste Behandlung nur, um Ruf zu bekommen, denn bis jetzt habe ich noch keinen Heller eingenommen. Seid nur ruhig, meine Lieben, es wird mir schon glücken, nur Geduld, ich habe immer ganz unverschämtes Glück in meiner Praxis und bin ein kühner Operateur.“

Wir ersehen hieraus, daß sich der junge Arzt auch in der Großstadt sein Selbstvertrauen bewahrt und von vornherein

darauf ausgeht, sich chirurgisch zu betätigen und einen Ruf als Operateur zu erringen.

Wie waren wohl seine Aussichten? Wie stand es in Berlin um die Ausübung der Chirurgie anfangs der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts? Die Vertreter dieses Faches waren die beiden Professoren KARL FERDINAND GRAEFE und JOHANN NEPOMUK RUST, beide in der Vollkraft ihrer Jahre, beide Sterne erster Größe. Der 36jährige GRAEFE blickte auf eine beispiellose



Abb. 6. KARL FERDINAND VON GRAEFE. Ölgemälde, im Besitz seines Enkels, Majors VON GRAEFE-GOLDEBEE †

Laufbahn zurück, die er lediglich seiner hohen Begabung und seiner hervorragenden Tüchtigkeit zu verdanken hatte. Er war erst 23 Jahre alt gewesen, als an ihn, den Schüler REILS in Halle, der Ruf ergangen war, an der neugegründeten Berliner Universität den Lehrstuhl für Chirurgie zu übernehmen und eine chirurgische Klinik zu errichten. In den Befreiungskriegen hatte er sich große Verdienste als Organisator des Lazarettwesens und als Kriegschirurg erworben. Nachdem er sein Amt als Leiter der chirurgischen Klinik wieder aufgenommen hatte, war ihm als ersten im Jahre 1816 die Naht der Spalte des weichen Gaumens gelungen. Dann wandte er sein

Interesse der Rhinoplastik zu, erwarb sich Erfahrungen sowohl mit der indischen als auch mit der italienischen Methode derselben, um im Jahre 1817 die von ihm so benannte deutsche Methode einzuführen, bei der der Hautlappen des Oberarmes im Gegensatz zu dem Vorgehen TAGLIACCOZZIS frisch mit dem Nasenstumpfe vereinigt wird. Als akademischer Lehrer hatte er sich allgemeine Anerkennung errungen. Sein Bonner Kollege VON WALTHER, DIEFFENBACHS Gönner, spendete ihm und seiner Lehrtätigkeit folgendes Lob:

„Eine eigentümliche glänzende Erscheinung, kühn und genial improvisiert, wie alles, was von seinem Urheber ausgeht, ist von GRAEFES Klinikum in Berlin, zu welchem sich ein Vorbild weder in Frankreich,

England oder im nördlichen Italien oder Holland findet. Die Einrichtung ist ganz national, ganz deutsch.“

Und über seine operative Geschicklichkeit äußert sich NICOLAI IVANOWITSCH PIROGOW, der im Jahre 1833 sein Schüler war, folgendermaßen:

„GRAEFES Klinik besuchte man, um einen wahren Meister und virtuoson Operateur zu sehen. Seine Operationen imponierten allgemein durch ihre Gewandtheit und Akkurateesse sowie durch die Sauberkeit und ungewöhnliche Schnelligkeit der Ausführung.“

Nach einem Jahresbericht des Kgl. chirurgisch-ophthalmia-trischen Klinikums für das Jahr 1823, dem Jahre der Niederlassung DIEFFENBACHS in Berlin, waren 451 Operationen, davon 51 augenärztliche ausgeführt worden. 11 Kranke waren gestorben. Die Zahl der Zuhörer hatte in diesem Jahre 238 betragen.

Der im Jahre 1775 in Österreich-Schlesien geborene RUST hatte seine medizinische Ausbildung in Wien genossen. Nach einer kurzen Tätigkeit als Lehrer der Anatomie in Olmütz wurde er bei der Reorganisation der Universität Krakau im Jahre 1803 als Lehrer der Chirurgie dorthin berufen. Als im Jahre 1809 im Frieden zu Wien West-Galizien an das damalige Großherzogtum



Abb. 7. JOHANN NEPOMUK RUST.
Stich von F. BOLDT nach einer
Zeichnung von FR. KRÜGER

Warschau abgetreten wurde, ging RUST wieder nach Wien, wo er bald eine Stellung als erster Wundarzt am Allgemeinen Krankenhause erhielt. Während des Wiener Kongresses bewog der preußische Staatskanzler HARDENBERG den auch als Organisator geschätzten Chirurgen zum Übertritt in preußische Dienste. Als General-Divisionsarzt machte er den Feldzug von 1815 im Korps des Grafen von BÜLOW-DENNEWITZ mit. 1816 wurde ihm die Leitung der neuerrichteten chirurgisch-ophthalmologischen Abteilung an der Charité in Berlin übertragen, die im folgenden Jahre auf seinen Antrag zu einer akademischen Lehrstätte umgestaltet wurde. Seine Stärke als Chirurg war wohl die große Erfahrung, die er sich in seiner Wiener Tätigkeit erworben hatte. Mit seiner manuellen Gewandtheit war es anscheinend nicht weit

her; STROMEYER, der im W/S 25/26 seine Klinik hörte, urteilt darüber:

„Seine rechte Hand war ebenso ungeschickt wie seine linke; man freute sich bei jeder seiner Operationen, wenn der Assistent unverletzt davonkam.“

Als akademischer Lehrer wurde aber auch er, besonders wegen seiner Exaktheit in differentialdiagnostischen Fragen, hochgeschätzt. Die Zahl seiner Zuhörer blieb gegen die GRAEFES nur wenig zurück.

Neben diesen beiden Großen, die auf der Höhe ihres Ruhmes standen und sich auf ihre Kliniken stützen konnten, suchte nun unser DIEFFENBACH, unverzagt und uneingeschüchtert — „zur Chirurgie bin ich geboren“ — emporzukommen. Andere namhafte Chirurgen gab es in Berlin damals nicht, wie es außer der Charité und dem Kgl. Klinikum in der Ziegelstraße auch keine anderen Krankenanstalten gab. Der Begriff „Privatklinik“ war damals noch unbekannt, auch hätten unserm DIEFFENBACH wohl die Mittel zur Errichtung einer solchen gefehlt. So führte er denn kleinere Operationen in seinem Sprechzimmer, größere in der Behausung seiner Kranken aus, und es braucht wohl nicht näher begründet zu werden, daß zunächst nur die wenig bemittelten Kreise der Berliner Bevölkerung zu seiner chirurgischen Klientel gehörten. Die Sporen verdiente sich der junge Chirurg mit einigen glücklich verlaufenen Herniotomien, und schon ein Jahr nach seiner Niederlassung konnte er voll Stolz seinen Angehörigen schreiben:

„Ich habe hier wirklich schon ziemlichen Ruf und bin mehrere Male zu benachbarten Städten zu chirurgischen Operationen, selbst von einigen hiesigen inneren Ärzten nach Köpenick zu einer Bruchoperation in der Nacht zitiert. Es war aber schon Brand in den Gedärmen, wie ich erkannte, und klüglich unterließ ich die Operation.“

Von den etwa 700 Bruchschnitten, die der Rastlose in seinem Leben ausgeführt hat, fällt eine erkleckliche Zahl in die Zeit seines Wirkens als praktischer Arzt, Operationen, die von dem Unternehmungsgeist und dem Selbstvertrauen des jungen Chirurgen deshalb so beredtes Zeugnis ablegen, weil sie häufig unter den ungünstigsten äußern Verhältnissen ausgeführt werden mußten. Hierzu ein Beispiel:

„Eine sechzigjährige redliche Bürgerfrau litt seit acht Tagen an einer Einklemmung eines linken Kruralbruchs von der Größe eines halben

Hühnereies, welchen ein Arzt vergeblich hatte reponiren wollen. Am achten Tage wurde ich gerufen, als ich eben meine Krankenbesuche anfangen wollte. Ich eilte zuerst zu dieser Patientin. An der Tür des Hauses empfing mich die Tochter mit den Worten, die Mutter habe sich anders besonnen, wolle mich nicht sehen und sich nicht schneiden lassen. Da rückte ich näher; aber das unfreundliche Fräulein vertrat mir den Weg und sagte mit barschen Worten: die Mutter soll nicht geschnitten werden, sie habe gehört, ich schneide so gern. Ich kehrte mich nicht daran, sondern drang in das Zimmer. Da rief das Mädchen mit drohender Gebärde, indem es sich beschirmend vor dem Bette der Mutter aufstellte, wenn der Bruder nur erst da wäre, der würde mir etwas anderes zeigen, d. h. der sollte mich hinauswerfen. Ich behielt meine ganze Ruhe, und das alte Mütterchen erlaubte mir nun, den Bruch anzufassen, aber mehr nicht. Da trat der Grobian, der Bruder, ein, und schrie ein Mal über das andere, hier wird nicht geopferirt (berlinisch); genug ich mußte abziehen, da alle Vorstellungen nichts halfen. Plötzlich fiel mir ein, zwei Frauen, welchen ich früher eingeklemmte Brüche operiert hatte, und welche nicht weit davon wohnten, zu meiner Unterstützung herbeizuholen. Darüber verstrich eine halbe Stunde. Von ihnen und einem Assistenten begleitet, betrat ich abermals das ärmliche Hofstübchen. Ein feierlicher Zug im Gesichte der Alten, eine größere Ruhe in den Zügen der Kinder fiel mir sogleich auf. Ich will sterben, sagte das Mütterchen, ich habe soeben das heilige Abendmahl genossen. Jetzt traten die beiden bisher stummen Zeugen geretteten Lebens an das Krankenbette, und hoben gleichzeitig die Röcke in die Höhe, und sagten mit erhobener Stimme: „Da seht, er hat uns auch den Bruch kurirt, es ist ja eine wahre Kleinigkeit, es tut nicht wehe!“ Nun nickte die Alte mit dem Kopfe, und sagte, so soll man mit mir machen, was man will, und die Kinder: „Wenn Ihr wollt, Mutter, dann tut es.“ Schnell war ein Operationstisch aufgebaut, und die Kranke darauf gelegt, und die Hände von den Frauen gehalten. Nachdem die Weichteile durchschnitten waren, gelangte ich auf den Bruchsack, welcher stellenweise verdünnt war, so daß die darin enthaltene Flüssigkeit durchschimmerte. Beim Eröffnen flossen einige Drachmen eines gelben, klaren Wassers aus, der Sack enthielt zuerst eine kleine, harte, zollange Netzpartie, unter welcher eine kleine, rundliche, bläulich-braune Dünndarmschlinge hervorsah. Ich inzidierte das GIMBERNATSche Band, brachte den Darm zurück, und schnitt das Netzstück vor dem Schenkelringe ab. Die Wunde wurde mit Scharpie ausgefüllt, und darüber Pflasterstreifen gelegt. Augenblicklich fühlte sich die Kranke erleichtert, und bei der gewöhnlichen Behandlung war dieselbe noch vor Ablauf der vierten Woche vollkommen hergestellt.“

Im ersten Jahre seiner Berliner Tätigkeit traf DIEFFENBACH ein schwerer Schlag, seine heißgeliebte Schwester PHILIPPINE starb in Rostock im Alter von dreißig Jahren. Den Vater hatte er im zartesten Kindesalter verloren, die liebevolle Mutter war gestorben, als er draußen war in Kampf und Sieg, nun verließ ihn

auch seine nur um zwei Jahre jüngere Schwester, die Gespielin seiner Kinderjahre, die für ihn gebangt und gebetet hatte in der Zeit seiner wilden Brausejahre. Und bald hatte der Bruder Gelegenheit, seiner dahingeschiedenen Schwester die Liebe und den Dank über ihr Grab hinaus zu erzeigen, denn auch PHILIPPINENS Mann, sein Schwager BÜHRING, starb früh. Da nahm sich der Oheim mit aller verwandtschaftlichen Wärme seines Neffen JOHANN FRIEDRICH JULIUS an, indem er ihm den weiteren Besuch der Rostocker Lateinschule und danach das Studium der Medizin ermöglichte. Der Neffe hat in Berlin studiert, bei seinem großen Oheim im Jahre 1841 seine Dissertation „De vulneribus sanandis“ verfaßt und sie jenem mit den Worten: „Viro illustrissimo, celeberrimo J. F. DIEFFENBACH, avunculo suo carissimo maxime de se merito“ gewidmet. Und dieser Dr. J. BÜHRING ist es nun, den DIEFFENBACH, von Todesahnungen heimgesucht, zum Ordner seines literarischen Nachlasses bestellt hatte und der den zweiten Band seiner Operativen Chirurgie mit einem ergreifenden, pietätvollen, DIEFFENBACHSchen Geist atmenden Vorwort ein Jahr nach des Verfassers Tode herausgegeben hat.

Im Jahre 1824 war die Stellung DIEFFENBACHS wirtschaftlich so gefestigt, daß er JOHANNA heimführen konnte. Er hatte inzwischen seine Wohnung von der Mittelstraße nach der Jägerstraße verlegt.

„Zürnet nicht, Ihr Teuren, daß ich nicht schon zuvor um Euren Segen, um den ich jetzt bitte, flehte und ändert nichts in Eurer Liebe zu mir. Müßt Ihr Euch doch vielmehr freuen, daß mein umherschweifender Sinn durch ein geliebtes Weib mehr an Boden und Haus gefesselt ist und keine weitaussehenden Pläne mich mehr in die Ferne locken werden. Mein Weib ist nicht jung, nicht schön, nicht reich; aber eben weil Ihr dieses alles abgeht, werdet Ihr um so gewisser überzeugt sein, daß ich sie liebe. Dagegen besitzt sie einen unendlichen Reichtum an Güte des Herzens, eine köstliche Bildung, also Güter, die nie zu verlieren sind.“

JOHANNA machte bald ihr Berliner Heim wie dereinst das Königsberger zu einem Sammelpunkt geistig bedeutender Menschen. Als BURDACH im Jahre 1827 bei seinem ehemaligen Schüler zu Gaste war, las ihnen der berühmte Schauspieler DEVRIENT „mit wahrer Begeisterung“ aus SHAKESPEARESchen Königsdramen vor. Erwähnen möchte ich auch, daß JOHANNA ihren Gatten bei HUMBOLDTS einführte, und daß der junge Doktor dort so gefiel, daß er alsbald zum Hausarzt erkoren wurde. Frau

VON HUMBOLDT hat sich mehrfach warm anerkennend über den neuen Arzt ihrer Tochter gegenüber geäußert, wie ich aus den „Briefen der GABRIELE VON BÜLOW, geb. VON HUMBOLDT“ ersah. Die betreffenden Stellen führe ich hier an, weil sie uns die herzwinnende Art, die DIEFFENBACH im Verkehr mit seinen Kranken eigen war, so recht vor Augen führen.

„DIEFFENBACH ist ein gar lieber, sorgsamer Arzt, aber was er einem alles aufgeben kann zu tun, nein, davon hast Du keine Idee, und den andern Tag weiß er noch alles, erkundigt sich nach allem, hat von den oft zahllosen kleinen Aufgaben nichts vergessen, und man kommt von nichts los.“

„Selbst DIEFFENBACH war letzthin so ergriffen, wie sich einige bessere Aspekten zeigten, daß er mir die Hand ergriff und sagte: „O wenn es mir gelingt, Sie wieder herzustellen, so bin ich unbeschreiblich glücklich.“

„Alle Tage sage ich zu DIEFFENBACH: „Machen Sie, daß ich besser werde, ich habe gar nicht die Zeit krank zu sein.“ Dann lacht er und findet mich viel besser.“

Übrigens hat DIEFFENBACH auch WILHELM VON HUMBOLDT in seiner letzten Krankheit behandelt, ihm aber nicht — um hier einen kleinen Zug des großen Arztes anzuführen — die Augen zugeedrückt; diesen vielgeübten Brauch, der bei einem Toten den Eindruck eines Schlafenden erhöhen soll, lehnte er als „durchaus ungehörig“ ab.

„Wo ich auch sein werde, Praxis werde ich gewiß überall bekommen; eine eigene Sympathie, die ihren Grund in der Wahrhaftigkeit meiner Teilnahme hat, zieht alle Leidenden zu mir hin.“ So hatte sich DIEFFENBACH schon als älterer Student beurteilt, und dieses Urteil war richtig. Von Jahr zu Jahr wuchs seine Praxis in dem großen Berlin, er war längst nicht mehr Arzt nur des kleinen Volkes, auch die Kreise der Wohlhabenden und Gebildeten wandten sich ihm zu. Unter anderen behandelt er im Jahre 1827 den Studiosus VON HÖVEL, der im Pistolenduell einen Schußbruch des Oberschenkels davongetragen hatte, in der elterlichen Wohnung, ist aber bescheiden genug, das von den Eltern des Verletzten vorgeschlagene Konsilium mit Geheimrat RUST nicht abzulehnen. Auch mit Geheimrat VON GRAEFE kommt er am Krankenbett bei einer Dame, die durch ungeschickte Verabfolgung des Klysmas eine Mastdarmverletzung erlitten hatte, zusammen.

Wenn DIEFFENBACH auch der Hang nach Golde fern lag — „Erst kommt die Wissenschaft, dann kommt das Geld von selbst“,

pflegte er später zu seinen Assistenten zu sagen — und er niemals ein Arzt der großen Honorare gewesen ist, so war er dank seines Fleißes und seiner Erfolge nun so weit, daß er sich den Lieblingswunsch, mit eigenem Gespann die Besuche in seiner ausgedehnten Praxis abzufahren, erfüllen konnte. Sein militärischer Dienst als Kavallerist hatte ihn zu einem ausgesprochenen Pferdeliebhaber gemacht. — „Ein edles Pferd ist das schönste Geschöpf auf Erden“. — Ein so begeisterter und sicherer Reiter er auch war, zur Ausübung der edlen Reitkunst gebrach es ihm, dem Vielbeschäftigten, an Zeit. — Wohl aber mußten auf seine ärztliche Anordnung hin dicke Männer seines Klientels reiten lernen. „Irgendeine gesunde Passion muß jeder Mensch haben“. — So wandte er sich der Kunst des Rosselenkens zu und brachte es in dieser dank der ihm eigenen Zähigkeit zum höchsten Grade der Vollkommenheit. Noch in seinem letzten Lebensjahre hat er in einer Berliner Tageszeitung einen Aufsatz über „Selbstfahren“ erscheinen lassen, den wieder ans Tageslicht zu ziehen weder ROHLFS noch mir trotz heißem Bemühen gelungen ist. Wurde er zu einem kranken Landwirt oder einem sonstigen Pferdehalter gerufen, so konnte ihm bei seinem lebhaften Temperament und seiner Passion für „das edelste Geschöpf“ wohl die Entgleisung unterlaufen, daß er sagte: „Bitte, zeigen Sie mir erst mal Ihre schönen Pferde, nachher können wir von Krankheiten reden.“ Schöne Pferde und Wagen sind der einzige Luxus gewesen, den DIEFFENBACH sich leistete, er hielt unbestritten das schönste Gespann Berlins, und die Passanten blieben stehen, wenn der allen Berlinern bekannte Arzt mit dem energischen Gesicht und dem straffen Körper seine feurigen Rosse im scharfen Trabe durch die Straßen der Residenzstadt lenkte. Und mancher mag bei sich gedacht haben: „Nun eilt der kluge, hilfreiche Arzt gewiß wieder zu einem Kranken mit einer schweren Verletzung oder einem eingeklemmten Bruche. Gott segne seine geschickte Hand.“ Die Berliner Schusterjungen aber sangen — nach eigener Melodie —:

„Wer kennt nicht Doktor DIEFFENBACH,
Den Doktor der Doktoren?
Er schneidet Arm und Beine ab,
Macht neue Nas' und Ohren.“

DIEFFENBACHS Erinnerungen an seine Soldatenzeit und seine Pferdeliebhaberei schleichen sich manchmal in seine Ausdrucks-

weise als Schriftsteller ein. Da schreibt er: „Man klebt das Pflaster auf die Nase wie man den Sattel auf den Rücken des Pferdes legt.“ Von einem jungen Menschen, bei dem die Naht des Gaumensegels vorgenommen werden sollte, berichtet er: „Zuerst biß er die Zähne zusammen und benahm sich wie ein stetiges Pferd und wollte den Mund durchaus nicht öffnen . . .“ Oder er braucht bei dem Aufzählen der Autoren unzweckmäßiger Operationsmethoden den Vergleich: „Auf noch fahlerem Pferde sitzt . . .“ Und ein weiteres Bild — das der Nachwelt erhalten zu werden verdient — lautet: „Eine Chirurgie auf Mechanik gestützt ist ein Reuter auf einem hölzernen Pferde; es bleibt auf der Stelle stehen und würde unveränderlich sein, wenn die Würmer es nicht zernagten. Eine Chirurgie auf Physiologie gegründet durchfliegt dagegen die Wüsten wie ein arabisches Pferd.“ Schließlich erzählt DIEFFENBACH auch wohl direkt etwas von seinen Rossen, so beim Kapitel „Aderlaß“: „Ich besaß ein heftiges polnisches Pferd; bei großer Sonnenhitze biß es sich die angeschwollenen Venen in der Seite auf, wenn es zu viel Blut fühlte, und dann war es wieder ruhig. Dergleichen Beobachtungen sind bei Pferden nicht selten.“ Auch der Wagen und der Schlitten müssen herhalten: „Die Handschrift beim Schreibkrampf sieht aus, als wenn sie im Fahren in einem schlechten Wagen auf schlechtem Steinpflaster geschrieben wäre.“ — „Das Glüheisen darf nicht wie ein Schlitten über die Vaginalhaut fortglitschen, sondern muß langsam . . .“

Nun eine kleine Abschweifung: ich habe bei der Lektüre der DIEFFENBACHSchen Schriften unwillkürlich darauf geachtet, ob nicht auch gelegentlich der ehemalige bibelfeste Theologe hindurchgucke. Das ist nicht der Fall bis auf eine einzige Stelle, wo in ihm die Erinnerung an den Psalmisten aufsteigt, und das fördert gleich eine so köstliche Probe seiner Schreibweise zutage, daß ich sie hier anfügen muß:

„Wenn der Kranke bei unheilbarer Schlundverengerung keine Speisen hinabbringen kann, auch keine Röhren, um ihn dadurch zu ernähren, durchgehen, so soll, wie SEDILLOT empfiehlt, ein Schnitt durch die Bauchdecken gemacht, der Magen eröffnet, und die Wundränder an die äußere Haut angenäht werden. Wenn nun der nämliche Mensch mit einer solchen Schlundverengerung, daß er nicht essen könnte, zugleich an einer Verengerung des Dickdarms litte, so daß der Kot nicht von hinten abginge, und hier nach AMUSSAT die Anlegung eines künstlichen Afteres angezeigt wäre, so wären Mund und After so dicht zusammen,

daß man wahrlich sagen könnte: „Das menschliche Leben ist nur eine Hand breit!“

Sechs Jahre lang hat DIEFFENBACH als „praktischer Arzt“ in Berlin gewirkt, und es fordert unsere höchste Bewunderung heraus, wie er ohne Anlehnung an eine Klinik oder ein Krankenhaus in diesem kurzen Zeitraum in seine Bestimmung als bahnbrechender Chirurg und fruchtbarer ärztlicher Schriftsteller hineinwächst. Bald bleibt es nicht mehr bei der kleinen Chirurgie und bei Notoperationen, wie der der Herniotomie, sondern er wagt sich an die große Chirurgie heran, so an die Ovariotomie, und erzielt tatsächlich einige Heilungen. Aber schnell sieht er ein, daß diese Operation „weder den Kranken noch dem Arzte Segen bringt“ und daß sich nur „die unerfahrene kühne Jugend“ dazu hineinreißen läßt.“ Unwiderstehlich zieht es ihn zu dem „edelsten Zweig der Chirurgie“, zur plastischen Chirurgie, und kühn tritt er mit dem durch seine Leistungen gerade auf diesem Gebiet so berühmten GRAEFE in die Schranken. Auch seinen geschickten Händen gelingt wiederholt die Naht der angeborenen Spaltung des Gaumensegels. Im Jahre 1827 ersinnt er sein Verfahren der Stomatoplastik, und ein Jahr später wagt er sich zum erstenmal an die partielle Rhinoplastik heran. In seinem wissenschaftlichen Eifer nimmt er Fühlung mit der im Jahre 1790 errichteten Berliner Tierarzneischule und ringt sich die Zeit dazu ab, in Gemeinschaft mit Dr. HEINRICH HERTWIG, dem Dozenten an derselben, dem Vater jenes greisen Stabsarztes, den ich in Bromberg kennenlernte, Experimente an Pferden, Schafen, Hunden, Katzen und Vögeln auszuführen. Die Infusion und zumal die Transfusion sind es, die er zum Gegenstand seiner Versuche macht. Letzteres Kapitel ist wesensverwandt mit der Transplantation, der er schon als Student nachhing, trug sie doch auch die Bezeichnung „Transplantatio medica nova“.

Im Jahre 1824, nachdem das erste Jahr der ärztlichen Praxis mit seinen unvermeidlichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten überwunden ist, beginnt die schriftstellerische Tätigkeit DIEFFENBACHS. Zunächst verfaßt er kurze kasuistische Mitteilungen, aber schon im Jahre 1826 eine kleine, noch heute lesenswerte Abhandlung „Über das Gaumensegel der Menschen und der Säugtiere“. In demselben Jahre noch erscheinen zwei Übersetzungen aus dem Französischen, das er von seinem Aufenthalt in Frankreich her sicher beherrschte, nämlich PH. JOS. ROUXS Schrift

„Über die Staphylorrhaphie“ und M. DE SERRES Abhandlung „Über die Augen der Insekten“. Die erstere ist mit zahlreichen Anmerkungen des Übersetzers versehen, deren wichtigste die ist, daß er ROUX energisch darauf hinweist, daß nicht ihm, dem Franzosen, sondern dem Deutschen VON GRAEFE der Ruhm gebühre, zum erstenmal den angeborenen Spalt des Gaumensegels durch die Naht vereinigt zu haben. Das Jahr 1828 bringt die erste Monographie aus DIEFFENBACHS Feder: „Die Transfusion des Blutes und die Infusion der Arzneien“, die Frucht seiner überaus fleißigen Studien und Experimente in der Tierarzneischule.

Die Hingabe des praktischen Arztes Dr. DIEFFENBACH an seinen Beruf, seine unverkennbare Befähigung zur Chirurgie und sein tiefes wissenschaftliches Streben finden ihre Belohnung; am 22. Mai 1829 wird der Siebenunddreißigjährige zum „Charitéarzt bei der chirurgischen Station“ ernannt. Diese Berufung wird für gewöhnlich als das Werk des Geheimrats RUST, des Direktors der chirurgischen Klinik an der Charité, der durch zunehmendes Alter und ein Augenleiden genötigt gewesen sei, seine operative Tätigkeit einzuschränken bzw. aufzugeben, hingestellt. Das ist aber nicht der Fall gewesen. Es stimmt, daß der damals vierundfünfzigjährige RUST durch Korpulenz und Rheuma unbeholfen geworden war — die Klinik hielt er nur noch im Sitzen ab, und mit seiner großen silbernen Brille, einer grünen Tuchmütze auf dem Kopf und einem dicken Teppich unter den zumeist in Plüschstiefeln steckenden Füßen machte er zweifellos als Operateur eine etwas komische Figur —, aber daran hat er nicht gedacht, sein Reich mit dem jungen aufstrebenden Berliner Chirurgen, dessen Leistungen ihm von mancher Demonstration und manchem Vortrag in Berliner ärztlichen Vereinen her bekannt waren, zu teilen. Die Berufung DIEFFENBACHS an die Charité war vielmehr das Verdienst des ehemaligen Stabsarztes ALEXANDER KLUGE (1782—1844), der seit Jahresfrist die Stelle eines dirigierenden Arztes an der äußern Abteilung neben RUST innehatte. Dieser durch ärztliche Tüchtigkeit und Organisationstalent ausgezeichnete Mann war mit Arbeit überhäuft, denn er betreute außer der eben angeführten Stellung noch die Gebäranstalt und die syphilitische Station.

Das Schreiben an den Präsidenten RUST, den „Kommissarius für die Charitéangelegenheiten“, in dem KLUGE die Berufung DIEFFENBACHS an die Charité vorschlägt, ist uns erhalten. (SCHEIBE, 200 Jahre des Charité-Krankenhauses zu Berlin.)

„Unter allen hiesigen praktischen Wundärzten finde ich nur einen Mann, von welchem sich voraussehen läßt, daß er das von uns begonnene Werk mit eben dem Eifer und dem wissenschaftlich-praktischen Sinne fernerhin durchführen werde, und das ist der ebenso talentvolle als fleißige und bescheidene Doktor DIEFFENBACH. Bereits seit mehreren Jahren lernte ich ihn am Krankenbette selber als einen sehr tätigen und achtungswerten Heilkünstler kennen, dem es nicht genügte, bloß im gewöhnlichen Geleise der bisherigen Schulsatzungen fortzuschreiten, sondern der sich auch eigene Bahnen brach und so der Kunst neue Heilwege eröffnete. — (Folgt Aufzählung der bis dahin erschienenen Arbeiten und der von ihm schon angegebenen Methoden der Gaumensegelnaht usw., „bei denen er das bisher unglaublich Geschienene möglich gemacht hat.“) — Ihm anfänglich eine interimistische, späterhin bleibende Stellung als Charité-Arzt bei der chirurgischen Abteilung zu geben würde nicht bloß für ihn, sondern auch für die Krankenanstalt und für die Wissenschaft selber ein Gewinn sein. Ob ich nun zwar wohl weiß, daß der Doktor DIEFFENBACH in dem Gebiete der sogenannten Chirurgia medica noch nicht gleiche Fortschritte wie in dem der Akiurgie gemacht haben kann, weil hierzu eine Fülle von Erfahrung nötig ist, die er als junger Arzt noch nicht besitzen kann, so sind doch sein Talent (das von allen Heilkünstlern, die ihn näher kennen, einstimmig anerkannt wird), sein außerordentlicher Fleiß und seine Beharrlichkeit Bürgen dafür, daß er unter Ew. Hochwohlgeboren und meiner Leitung (zu der ich meinerseits mich gern bereitwillig erkläre), in Jahresfrist so weit vorgerückt sein wird, daß er unseres näheren Einflusses nicht mehr bedarf. — — —“

Als „Charitéarzt bei der chirurgischen Station“

Die Charité, eine ausgesprochene Schöpfung der landesväterlichen Fürsorge der Hohenzollern seit den Tagen des ersten Preußenkönigs, stellte ein für die damalige Zeit sehr stattliches massives dreistöckiges Bauwerk mit einem Mittelbau und zwei Seitenflügeln dar, das in den Jahren 1785—1800 als Ersatz der ursprünglichen, zum Teil noch hölzernen Baulichkeiten errichtet worden war. Die Zahl der Betten betrug 680, die allerdings meist nicht zureichten. Ihrer ganzen Bestimmung nach war die Charité eine Lehrstätte, ursprünglich nur der Ausbildung des militärärztlichen Personals dienend, die Gründung der Berliner Universität im Jahre 1810 aber hob und erweiterte ihre Bedeutung als klinische Lehranstalt, so daß sie im Jahre 1829 alle klinischen Institute unter ihrem Dach vereinte mit Ausnahme des Kgl. chirurgisch-ophthalmiatischen Klinikums, das in der Ziegelstraße lag. Wir hörten oben bereits, daß die Rustsche Abteilung seit 1817 ebenfalls Unterrichtszwecken diente; die Universität Berlin besaß also schon damals zwei chirur-

gische Kliniken, wie sie auch über zwei innere, die sogenannte lateinische — weil an ihr noch in lateinischer Sprache unterrichtet wurde — unter BARTELS und die sogenannte deutsche unter



Abb. 8. Das Charité-Krankenhaus in Berlin

WOLFF, verfügte. Dazu kamen die im Jahre 1828 von der RUSTschen Abteilung abgezweigte Augenklinik unter JÜNGKEN, die geburtshilfliche und die venerische Klinik unter KLUGE und schließlich die Irrenklinik unter IDELER.

Der chirurgischen Station mit ihren 150 Betten dienten die Räume des zweiten Stockwerkes mit Ausnahme zweier Krankensäle, die an die Augenstation abgetreten worden waren; sie umfaßte vier Wachsäle zu je 12 Betten, acht kleinere Krankenzimmer für Männer, fünf für Frauen zu je 8 bis 9 Betten und zwei Aufnahmezimmer. In zwei Krankenzimmern befanden sich „Dampfbadekessel“, in den beiden Badestuben waren zwei bzw. vier Wannen auf-



Abb. 9. JOHANN CHRISTIAN JÜNGKEN

gestellt. Die Ausstattung der Krankenzimmer war modern, die hölzernen Bettgestelle hatten eisernen weichen müssen, die Betten waren weiß bezogen, die Kranken trugen Anstaltskleidung, wie auch das Wartepersonal einheitlich gekleidet war. Der Glanzpunkt

der Station war der Mittelbau, das „Corps de logis“, das mit einem Seitenkorridor ausgestattet war, während die Flügel des Gebäudes aus Sparsamkeitsgründen nur mit Mittelkorridoren bedacht worden waren. Im Mittelbau befand sich auch der Operationssaal mit dem Auditorium, er reichte durch zwei Stockwerke und war durch ein entsprechend hohes Seitenfenster erhellt. Die beiden dreietagigen „Chöre“ des Auditoriums boten Sitzplätze für mehr als 200 Zuhörer.

Den ärztlichen Stationsdienst versah ein zur Charité kommandierter Stabsarzt, dem eine Anzahl von „Subalternärzten“, ehemaligen Eleven des Friedrich-Wilhelm-Instituts, untergeordnet waren. Auf der Station herrschte somit militärische Zucht und Ordnung und eine vorbildliche Sauberkeit. Und doch beherbergte die chirurgische Klinik der Charité einen unheimlichen Gast, den gefürchteten Hospitalbrand. Gerade eben, vom April 1827 bis zum Mai 1828, hatte er in Form einer Hausepidemie gewütet, und wenn dabei auch kein Menschenleben zu beklagen gewesen war, so konnte mehrfach die Heilung der Wundkranken nur mit Verstümmelungen der vom Brande ergriffenen Gliedmaßen erkaufte werden.

DIEFFENBACH hat sich in seiner Charitézeit jahraus jahrein mit dieser furchtbaren Wundkrankheit herumschlagen müssen, und wenn er es erlebte, daß „ein junges blühendes Mädchen nach einer glücklich vollbrachten und verlaufenden Operation eines inkarzierten Schenkelbruches den Hospitalbrand in der Aderlaßwunde bekam, woran es sterben mußte“, so kann man es verstehen, wenn er gelegentlich wetterte: „Das ist ja hier eine reine Mördergrube.“ Deshalb sehnte er sich noch oft nach seiner operativen Tätigkeit in den Privatwohnungen der Kranken zurück und hat sie auch nie ganz aufgegeben, ja sogar gelegentlich Privatkranke, die er in der Charité operierte, sofort nach dem Eingriff in ihre Behausung zurückbefördern lassen, eben aus Furcht vor dem Hospitalbrand.

Der Wundstarrkrampf gehörte in der Charité, trotzdem sie ständig eine große Anzahl Verletzter beherbergte, zu den Seltenheiten, auch war die Wundrose, für die man eine „constitutio epidemica“ oder „zufällige Gallenstörungen, wobei der operative Eingriff nur als Gelegenheitsursache zu betrachten ist“ (v. AMMON), verantwortlich machte, eine häufige und oft verhängnisvolle Komplikation der Wundheilung.

Begriff und Wesen der Wundinfektion waren DIEFFENBACH noch völlig fremd. Traten nach einer Verletzung oder nach einer

Operation Fieber, das gemeinhin als „typhös“ bezeichnet wurde, oder sonstige Störungen des Allgemeinbefindens auf, so trugen bei dem betreffenden Kranken eine „Dyskrasie“ oder eine „aufgeflackerte Skrofulose“ die Schuld daran. Nur eine von außen an die Wunden, zumal an die Operationswunden herantretende Schädigung wurde von DIEFFENBACH anerkannt, nämlich der Zutritt der Luft; diese und besonders der in ihr enthaltene Sauerstoff sollte, wie es GAY-LUSSAC in Paris Ende des 18. Jahrhunderts gelehrt hatte, Fäulnis und Zerstörung organischer Substanzen bewirken. Und wenn später in den Jahren 1838 und 39 THEODOR SCHWANN auch nachwies, daß bei Gärungs- und Fäulnisprozessen lebende Organismen eine besondere Rolle spielen, wenn im Jahre 1840 JAKOB HENLE die kontagiösen Krankheiten, darunter „eine Art des Puerperalfiebers und den Hospitalbrand“, auf organische Krankheitserreger zurückführte, wenn der kluge Merseburger Arzt VON BASEDOW im gleichen Jahre „dem Finger des Wundarztes“ die Schuld an der Verunreinigung der Wunden zuschob, so machte das alles nur wenig Eindruck auf unseren DIEFFENBACH; hatte er doch inzwischen bei vielen Hunderten von subkutanen Sehnen-durchschneidungen eine glänzende Bestätigung der GAY-LUSSAC-schen Lehre erlebt, denn nur aus dem Grunde kam es hierbei, so schloß er, so überaus selten zu Entzündung und Eiterung, weil der Hautschnitt bei dieser Operation so klein war, daß der Luft eben der Zutritt zu den durchtrennten Sehnen verwehrt wurde. Ein einziges Mal nur finde ich in den Schriften DIEFFENBACHS eine allerdings verblüffend vorbehaltlose Anerkennung der neuen Anschauung über Fäulnis und Zersetzung; da sagt er nämlich in seiner „Operativen Chirurgie“ bei dem Kapitel Aderlaß: „Die Venenentzündung nach dem Aderlaß ist, wenn sie nicht konstitutionelle Ursachen hat, Folge stumpfer oder Ansteckungstoffe tragender Instrumente!“

Auf welcher Höhe stand nun die Wundbehandlung, die DIEFFENBACH auf der chirurgischen Station der Charité vorfand? Da müssen wir sagen, daß Geheimrat RUST hier vorbildlich gewirkt hatte. Unnötige mechanische Insulte wurden bei der Versorgung von frischen Wunden streng vermieden, und der Verbandwechsel wurde im Gegensatz zu früheren Zeiten möglichst selten und dann so zart vorgenommen, daß er den Kranken keine Schmerzen bereiten durfte. Zumeist wurden nur die oberen Lagen des Verbandes erneuert, von den tieferen höchstens der Teil, der dem leisesten

Zuge folgte. Es wirkte sich also auf der Charité die Lehre des alten prächtigen AUGUST GOTTLIEB RICHTER aus: „Eine jede eiternde Wunde muß gelinde, geschwinde und selten verbunden werden.“ Als Verbandmaterial diente freilich die unselige „Charpie“, jene aus gebrauchter weicher Leinwand gezupften Fäden, die zwar, zu Bündeln vereinigt, stark aufsaugend wirkten, andererseits aber infolge ihrer Herstellung mit unreinen Fingern und infolge ihrer Aufbewahrung auf dem Fußboden der Nebenräume der Krankenzimmer mit Infektionskeimen aller Art beladen waren.

Der neue Charitéarzt huldigte ebenfalls einer zarten und behutsamen Wundbehandlung, auch war seinen schlanken Fingern mit den kurz gehaltenen, wohlgepflegten Nägeln das, was man unter der leichten Hand des Chirurgen versteht, sicherlich im höchsten Grade eigen. Aus der „Operativen Chirurgie“ zitiere ich in diesem Zusammenhange folgende Stellen:

„Die erste Bedingung, daß die erste Vereinigung gelinge, die Fäden nicht einschneiden und keine Eiterung eintrete, ist völlige Ruhe des Teils. Kompressen und Binden drücken und erhitzen und stören meistens ebenso sicher die Heilung als kalte Umschläge bei laxer Haut. Hier heißt es individualisieren, das ist Praxis.“

„Immer wird der Wundarzt am glücklichsten in der Behandlung der Schußwunde sein, der nicht mit geschäftiger Hand den Mineur oder Sappeur macht. Man hat daher öfter nach Schlachten unter den Händen der nur Rezepte verschreibenden Ärzte glücklichere Resultate als unter der Behandlung vielgewandter und berühmter Chirurgen gesehen, weil diese zu tätig waren, jene durch Untätigkeit nützten.“

„Lösen sich die Knochenpartikel mehr, durchbohren sie die Haut oder stecken deutlich unter ihr, so macht man einen Einschnitt und zieht das abgestorbene Knochenstück mit einer Knochenzange heraus. Es sind gewiß mehr Menschen durch frühzeitige voreilige Versuche, abgestorbene oder auch noch nicht ganz abgestorbene Knochenstücke herauszuziehen, verlorengegangen oder ihrer Glieder beraubt als dadurch gerettet worden.“

PIROGOW, der in seinem im Jahre 1894 in deutscher Übersetzung erschienenen „Tagebuch eines alten Arztes“ viele wertvolle Erinnerungen an DIEFFENBACH niedergelegt hat, spendet ihm folgendes Lob:

„Bei ihm konnte man öfter als sonstwo ausgezeichnete Beispiele von Wundheilungen per primam intentionem, ohne Eiterung sehen. Niemand von seinen Zeitgenossen verstand diese Methode praktisch so ausgezeichnet durchzuführen. Er hatte eine besondere Art von Nähten eingeführt und verstand es meisterhaft, Vorsichtsmaßregeln gegen ein

allzu starkes Anziehen der einzelnen Wundteile zu ergreifen. Dabei wurde die Wunde selbst weder durch Pflaster noch durch Binden geschlossen.“

Diese „besondere Art von Nähten“ war die von DIEFFENBACH modifizierte, aus dem Mittelalter stammende „Sutura circumvallata“, bei der er statt der dicken, starren vergoldeten oder silbernen Nadeln die dünnen biegsamen Karlsbader Insektennadeln verwandte. Nach Anlegung der Fadentouren aus dicker Baumwolle, wobei kreisförmige mit kreuzförmigen abwechselten, wurde das Knopf- und Spitzenende der Nadel ein wenig nach oben gebogen, wodurch „die Fäden etwas lockerer und die Vereinigung des obersten Wundrandes genauer wurden“ und sodann die Enden „eine Linie¹⁾ breit“ vom Faden mit einer Nadelzange abgekniffen.

Es ist für uns ohne weiteres verständlich, daß DIEFFENBACHS umschlungene Naht der sonst allgemein geübten Knopfnahht hinsichtlich der Erzielung einer Heilung p. pr. intent. weit überlegen war, denn die Nadeln als metallene Körper mit glatter Oberfläche boten Eitererregern kaum Unterschlupf, und das so unzuverlässige Nähmaterial kam bei ihr überhaupt nicht zur Anwendung.

So ist es berechtigt, wenn DIEFFENBACH seiner Naht folgendes Loblied singt:

„Die von mir seit der frühesten Zeit meiner Praxis angewendeten Karlsbader Insektennadeln zur umschlungenen Naht haben mich als treue Gefährten auf meiner chirurgischen Lebensbahn begleitet, ich habe Hunderttausende von Nadeln verbraucht, ihren Wert mit jeder neuen Operation mehr schätzen gelernt und ihnen die schönsten Resultate bei allen plastischen Operationen zu verdanken. Ich habe daher diese Methode als alleinige sichere bei den meisten Wunden, bei denen es auf schöne und schnelle Vereinigung ankommt, empfohlen.“

PIROGOW fährt fort: „Man erzählte sich, daß DIEFFENBACH seine große Gewandtheit im Zunähen der Wunden erworben habe, da er lange Zeit sogenannter „Flicker“ bei den Studentenduellen in Königsberg gewesen sei.“ Auch STROMEYER sagt: „DIEFFENBACH hatte als Paukarzt manches gelernt, was der Welt nützlich wurde.“

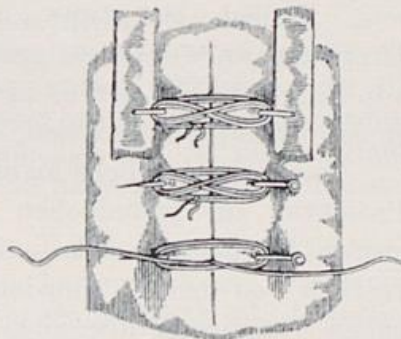


Abb. 10

¹⁾ Eine Linie = c. 3 mm.

Es ist an dieser Paukarztztätigkeit DIEFFENBACHS etwas Wahres daran, nur fand ich, daß er zwar nicht in Königsberg, wohl aber in den ersten Jahren seiner Berliner Tätigkeit bei Zweikämpfen mit Hieb Waffen als „Flicker“ tätig gewesen ist und darüber auch Mitteilungen in HECKERS Annalen der Heilkunde gemacht hat.

Hatte sich DIEFFENBACH in den sechs Jahren seiner Tätigkeit als praktischer Arzt schon einen Ruf als Operateur erworben, so vollzog sich sein Aufstieg um so schneller, nachdem ihm eine große chirurgische Abteilung unterstellt worden war. Mit Feuereifer versah er seinen Dienst, unterstützt von den zur chirurgischen Station kommandierten Militärärzten, die es sich zur Ehre anrechneten, die Assistenten eines so hervorragenden Chirurgen zu sein. Freilich, ein etwas „messerneidischer“ Chef ist FRITZING DIEFFENBACH wohl stets gewesen. Sagt doch sein Freund BAUM von ihm: „Andere ließ er nicht gern neben sich aufkommen, weil er dann nicht so viel sehen, so viel operieren konnte.“

Zwei offensichtliche Mängel wies die Charité auf, es fehlte eine Prosektur zur gründlichen wissenschaftlichen Ausnützung des großen Leichenmaterials — durchschnittlich wurden täglich drei Leichen von den verschiedenen Stationen dem engen, unfreundlichen Totenhouse übergeben —, ferner war das Krankenpflegepersonal notorisch minderwertig.

DIEFFENBACH, durchdrungen von dem hohen wissenschaftlichen Wert des Sezierens zur Aufklärung des Krankheitsprozesses und der Todesursache, hatte in seiner bisherigen Praxis Leichenöffnungen vorgenommen, wo immer nur Gelegenheit sich hierzu bot, und es spricht für das große Vertrauen, das er sich bei den Angehörigen seiner Kranken zu erwerben wußte, daß sie ihm nur selten im Falle des Todes derselben die Erlaubnis zur Sektion verweigerten. Das ist um so höher anzuschlagen, als der „praktische Arzt“ ja die Kranken in ihren Privatwohnungen operieren mußte, und er im Falle eines unglücklichen Ausganges die Autopsie eben auch nur in den betreffenden Wohnungen vornehmen konnte. Dabei ging es dann stets sehr gründlich einher, so daß man es manchmal ordentlich mit der Angst bekommt, der Wissensdurstige möchte sich arge Unannehmlichkeiten zuziehen, wenn man in manchem Sektionsbericht liest, wie weit ihn sein Forschungstrieb gelegentlich hinreißen konnte.

Herrscherin in dem engen Reich der Toten war „Madame VOGEL-SANG“. Von ihr und ihrem Wirken erzählt uns PIROGOW folgendes:

„Beim Anblick des Sezierzimmers wollte ich kaum meinen Augen trauen. In dem kleinen Zimmer standen zwei Tische, auf deren jedem zwei oder drei Leichen lagen, und an einem dieser Tische sah ich eine hagere Frau stehen, welche eine Haube, eine Wachstuchschürze und desgleichen Überärmel trug und mit der größten Gewandtheit und Schnelligkeit eine Leiche nach der andern obduzierte. Damals war es noch unerhört, daß Frauen sich anatomischen Studien widmeten; da ich sah, daß man mir nicht die Tür wies, und da außer mir von Studenten niemand anwesend war, so näherte ich mich der interessanten Dame und machte ihr eine sehr höfliche Verbeugung.

„Wünschen Sie etwas von mir?“ fragte sie mich.

„Ja, ich möchte gern öfter bei Obduktionen zugegen sein“, antwortete ich.

„Nun schön, kommen Sie meinetwegen jeden Tag; außer mir hat bisher noch niemand hier obduziert.“

„Und die klinischen Professoren der Charité?“

„Ih, wo denken Sie denn hin! Verstehen denn die etwas davon? Noch gestern hat mir niemand glauben wollen, daß ich bei der Obduktion einer Leiche ein gewaltiges Äskudat in deren Brust finden würde, während doch schon auf eine Meile zu erkennen war, daß die eine Hälfte der Brust ganz aufgetrieben war. Erst als ich es ihnen zeigte, da haben sie es mir endlich geglaubt.“

Diese interessante Madame VOGELSANG war ursprünglich Hebamme gewesen und hatte sich erst nachher aus Liebe zur Kunst, wie sie versicherte, der Anatomie gewidmet, in der sie praktisch sehr bewandert war. Ein Gelenk nach allen Regeln der Kunst loszulösen oder eine Arterie an der Leiche zu finden war Madame VOGELSANG etwas Leichtes. Ein jeder Examinand mußte auf dem sogenannten Staatsexamen vor den Examinatoren die innern Teile der Brust und des Magens in situ demonstrieren. Eben dieses Examen in situ ließ die Examinanden ihre Zuflucht zu den anatomischen Kenntnissen der Frau VOGELSANG nehmen. Sie hatte in der Tat in der Erläuterung und anschaulichen Bestimmung der Lage innerer Brust- und Magenteile und ebenso auch der Teile des Gehirns und Schädels geradezu eine gewisse Vollendung erreicht.

Eine gewisse Wendung zum Bessern brachte hinsichtlich der Obduktionen in der Charité das Jahr 1831 mit sich. Da häuften sich nämlich die Überweisungen von Leichen in das Sezierhaus aus einem bestimmten Grunde so stark, daß die Charitéleitung Veranlassung nahm, einen Prosektor — gegen das hohe Gehalt von 300 Talern pro Jahr — anzustellen. Für einige Monate übernahm Doktor PHÖBUS dieses Amt, dann wurde er von dem Anatomen ROBERT FRORIEP abgelöst.

Wodurch kam es zu jenem gewaltigen Zustrom von Leichen?

Im Jahre 1831 wurde Preußen zum erstenmal von der furchtbaren Seuche der Cholera heimgesucht; sie trat zunächst im Früh-

jahr, eingeschleppt aus Russisch-Polen, in Ost- und Westpreußen auf, und im August konnten die ersten Krankheits- und Todesfälle in Berlin festgestellt werden. Die Seuche wütete in der Residenzstadt bis Ende Januar 1832, die Zahl der Erkrankungsfälle betrug 2335, die der Todesfälle 1426.

Der eine Mangel des Charitébetriebes war also, wie wir sahen, durch das Eingreifen einer höheren Macht, wenn auch nicht ganz abgestellt — denn es fehlte noch die Errichtung eines pathologisch-anatomischen Instituts —, so doch gemildert. An der Beseitigung des anderen Mangels durch Heranbildung eines tüchtigen Pflegepersonals hat der neue Charitéarzt in hervorragendem Maße mitgewirkt. Doch bevor ich hierauf näher eingehe, muß ich meinen Lesern zeigen, welche Rolle DIEFFENBACH in der Berliner Cholerazeit gespielt hat. Im Grunde genommen hatte er als Chirurg mit den Cholerakranken nichts zu tun, aber sein Wissensdrang trieb ihn dazu, „physiologisch-chirurgische Beobachtungen“ an ihnen anzustellen, um die neue Krankheit, die in Deutschland bisher nur aus ausländischen Berichten bekannt war, eingehend zu studieren. Die Regierung hatte vorsorglich in Berlin fünf Häuser in verschiedenen Stadtteilen angekauft und zu Cholerahospitälern eingerichtet, und durch das Entgegenkommen der leitenden Ärzte jener Stationen wurde DIEFFENBACH in die Lage versetzt, seine Untersuchungen auszuführen, die sich hauptsächlich auf die schwer daniederliegende Blutzirkulation bei Cholerakranken und auf den kollabierten Zustand der Arterien erstreckten.

Er hat seine „Physiologisch-Chirurgischen Beobachtungen an Cholerakranken“ im Jahre 1833 im Berliner Cholera-Archiv veröffentlicht. Diese Abhandlung hat große Anerkennung gefunden, vom Könige von Preußen wurde sie mit der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft belohnt, sie wurde ferner in das Französische übersetzt, der GAIMARDSchen Preisschrift über die Cholera beigefügt und vom Institut de France mit der goldenen MONTHYON-Medaille und einer Prämie von 1000 Franc ausgezeichnet.

Jetzt wäre ich nun so weit, mich DIEFFENBACHS Tätigkeit bei der Abstellung des schon genannten zweiten Mißstandes im Charitébetrieb zuzuwenden, aber ich möchte zuvor doch noch eine kleine Geschichte vom alten Präsidenten RUST einschalten. Während, wie wir soeben hörten, die Berliner Choleraepidemie DIEFFENBACH Ehre und Gewinn brachte, fügte sie seinem Chef, dem Geheimrat RUST, eine Schlappe bei. In seiner Eigenschaft als Vortragender

Rat vom Ministerium befragt, wie die in Russisch-Polen wütende Seuche von Preußen ferngehalten werden könne, hatte Rust, weil er im Gegensatz zu mancher andern ärztlichen Autorität von der Kontagiosität der Cholera überzeugt war, ganz folgerichtig die Sperrung der Grenzen durch Militär angeraten. Die nunmehr auf diesen seinen Vorschlag durchgeführte „Landsperre“, die für die Grenzbevölkerung viele Unbequemlichkeiten mit sich brachte, Handel und Wandel lähmte und dem Staate große Unkosten verursachte, versagte, die Seuche gelangte, wohl auf dem Wasserwege, zunächst nach Memel und Danzig, um dann weiter ins Innere Preußens vorzudringen. Da wurde denn nicht mit abfälliger Kritik gegen den Herrn Vortragenden Rat gespart, und, wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Es erschien nämlich in den Schaufenstern der Berliner Buchläden ein koloriertes Spottblatt, dessen Urheber kein Geringerer als der Kronprinz war, das einen Sperling zeigte, dessen Kopf die Gesichtszüge Rusts trug, und darunter stand folgende Unterschrift: *Passer rusticus Linnaei* — Der gemeine Land-Sperling.

Die verdienstvolle Fürsorge DIEFFENBACHS hinsichtlich einer bessern Pflege und Wartung der Charitéinsassen äußerte sich darin, daß er dem Kuratorium der Anstalt die Anregung zur Gründung einer Krankenpflegerschule gab. In der Tat wurde diese — die erste ihrer Art in Deutschland — im Jahre 1831 begründet, und der, der sie ins Leben gerufen hatte, wurde zu ihrem Direktor ernannt. In dieser Schule erhielten Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, welche über ihre sittliche Führung gute Zeugnisse beibringen, auch lesen und schreiben konnten sowie die erforderliche körperliche Qualifikation besaßen, Unterweisung in der Krankenpflege; in einem halbjährigen Lehrkursus, der in der Charité abgehalten wurde, erwarben die Schüler dann nach Ablegung eines Examens den Titel „Geprüfte Krankenwärter bzw. Krankenwärterinnen“. Das gedruckte Namensverzeichnis dieses geprüften Wärterpersonals lag im Aufnahmebüro der Charité und in den Apotheken zur Einsicht des Publikums bereit. Ein Teil des Personals fand Anstellung in der Charité, ein Teil trat in den Dienst der privaten Krankenpflege.

Das neue Amt gab DIEFFENBACH Veranlassung, eine „Anleitung zur Krankenwartung“, die er „seinen Gönnern“, dem alten HEIM und BAREZ, dem Direktor der jüngst errichteten Kinderabteilung an der Charité, widmete, zu verfassen.

Man sollte nun meinen, daß unser DIEFFENBACH der glücklichste Mensch unter der Sonne gewesen sei. Nach allen Entbehrungen und Irrungen einer unruhigen, harten Jugendzeit jetzt eine angesehene, gesicherte Stellung, eine befriedigende, aussichtsfrohe Tätigkeit in dem herrlichen Beruf des Arztes! Und an seiner Seite Frau JOHANNA, „seine Krone, sein Szepter, sein Ehrenkleid“! Aber er war nicht glücklich, denn längst war er zu der Erkenntnis gelangt, daß „er der Mann nicht war, den JOHANNAS Seele suchte.“ Und der unnatürlich große Altersunterschied zwischen den beiden Ehegatten hatte sich, wie es nicht anders sein konnte, von Jahr zu Jahr verhängnisvoller ausgewirkt. So mag die im Jahre 1831 ausgesprochene Scheidung der kinderlosen Ehe zwischen dem 39jährigen, in der Vollkraft seiner Jahre stehenden Manne und der 48jährigen, früh gealterten Frau schließlich für beide Teile eine Erlösung gewesen sein.

Man raunte in jenen Jahren in Berlin, daß DIEFFENBACH des öfteren seiner Frau Veranlassung zur Eifersucht gegeben habe; ich berühre diesen Punkt nur deshalb, weil ROHLFS in seiner Biographie an ihm nicht vorübergegangen ist, ich also keine Geheimnisse damit auskrame. Und in diesem Zusammenhang will ich auch den Hauptinhalt des Briefes bekanntgeben, den mir Geheimrat HENOCHE seinerzeit schrieb:

„DIEFFENBACH war ein frischer, lebenswürdiger Mann und ein vortrefflicher, kühner Operateur. Er hätte aber noch mehr leisten und arbeiten können, wenn er nicht ein so toller Kerl und Suitier gewesen wäre. Die Freuden des irdischen Daseins zog er ernster Arbeit vor, die ihm, dank großer Begabung, trotzdem gelang.“

So dankbar ich auch war, daß mir der greise HENOCHE meinen Brief in lebenswürdigster Weise beantwortete, so mußte ich doch seine Ansicht, daß DIEFFENBACH „noch mehr hätte leisten können“, als durchaus unzutreffend beanstanden. Diesem chirurgischen Heros der vorantiseptischen Ära ist nur ein kurzes Leben beschieden gewesen, seine Wirksamkeit als Arzt, Forscher, Lehrer und Schriftsteller währte nur etwas über 25 Jahre; er hat erstaunlich viel in dieser kurzen Zeitspanne geleistet, freilich mögen bei ihm nach der Arbeitsweise des Genies Perioden angestrengtester wissenschaftlicher Tätigkeit mit Pausen, die „den Freuden des irdischen Daseins“ gewidmet waren, abgewechselt haben. Wie sagt doch STROMEYER in seinen „Erinnerungen eines deutschen Arztes“? „Das Genie schläft oft bis in den hellen Tag

hinein und treibt Allotria zum Verdrusse der soliden Leute, die es nicht merken, daß eine gütige Fee den genialen Köpfen die besten Gedanken schon in die Wiege legte.“

Doch ich führe meine Leser noch einmal zu Frau JOHANNA zurück, denn es ist mir daran gelegen, daß wir in der rechten Gesinnung von ihr Abschied nehmen. Deshalb erinnere ich daran, daß sie es gewesen ist, die in jenen schlimmen Königsberger Tagen, da DIEFFENBACH zu verzweifeln drohte, „seine Erhalterin war, die über sein Leben wachte und ihn tröstete“, daß sie es gewesen ist, die durch ihre Reise nach Marseille den Unsteten aus einem „bis zur Manie gesteigerten Abenteurerdrang“ herausriß und ihn auf den Weg zur Pflicht, zur Beendigung des ohnehin über Gebühr ausgedehnten Studiums zurückführte.

Wir wollen nun einen Blick auf das weitere Schicksal Frau JOHANNAS werfen. Sie blieb in Berlin wohnen und, so schreibt ihr Biograph HEINRICH MEISNER, „es muß damals einsam geworden sein um die einst so viel umschwärmte Frau; die Freunde des Hauses blieben bei DIEFFENBACH, und die Verwandten und Treugebliebenen waren fern oder starben.“ JOHANNA widmete sich jetzt ganz ihrer Freundschaft zu ELISA VON LÜTZOW, geb. Gräfin VON AHLEFELDT, mit der sie das gleiche Schicksal verband, denn deren Ehe mit dem berühmten Freischarenführer war ebenfalls gelöst worden.

In der Lebensbeschreibung der Frau VON LÜTZOW von LUDMILLA ASSING findet sich folgender Brief JOHANNAS:

„Kein Schmerz verwundet so tief, als sich getäuscht zu finden, wo man so ganz vertraut hat, erkaltet zu fühlen, was unser Herz so lange mit unwandelbarer Treu festgehalten, sich abwenden zu sehen, was durch Hingebung unseres ganzen Wesens wir für immer verbunden glaubten. Oh, so grausam scheidet nicht der Tod, unsere teuren Gestorbenen leben uns in der Seele fort, wir dürfen ihrer gedenken. Glaube, Du Geliebte, Tag und Nacht beschäftigt Dein Schicksal mich, ich fühle Dir alles nach, weil Dein Los das meine war. Dieser Zustand des Verlassenseins, der Einsamkeit ist furchtbar, auch ich dachte damals verzweifeln zu müssen, keines Menschen Trost fand bei mir Gehör.“

ELISA zog von Düsseldorf zu ihrer Freundin nach Berlin, und die beiden hochgesinnten Frauen sahen in ihrem Heim in der Potsdamer Chaussee am Botanischen Garten häufig bedeutende Geister, so CORNELIUS, RAUCH, LUDWIG TIECK, FRIEDRICH V. RAUMER. Ein ebenfalls dort verkehrender junger Schriftsteller

FEODOR WEHL hat sich in einem Briefe über JOHANNA DIEFFENBACH folgendermaßen geäußert:

„Sie war der größte Kontrast, den es der Gräfin AHLEFELDT gegenüber geben konnte. Nicht nur daß sie klein, korpulent und häßlich, nein auch ungeheuer beweglich und immer fieberhaft erregt war sie. Aber sie hatte eine unendliche Fülle von Geist und Liebenswürdigkeit, einen unerschöpflichen Fond von Gutmütigkeit und begeisterter Hingabe an alles Schöne und Gute.“

Am 22. August 1842 ist JOHANNA DIEFFENBACH nach kurzer Krankheit gestorben, und wir verdanken HEINRICH MEISNER die erstmalige Mitteilung des nachstehenden, an DOROW gerichteten „den tiefen Schmerz einer Mannesseele“ ausdrückenden Briefes von der Hand desjenigen, „den sie einst mit ihrer vollen Liebe beglückt, und der sie nie vergessen hatte, JOHANN FRIEDRICH DIEFFENBACHS.“

Berlin, den 22. August 1842.

Teurer Freund!

Ich wollte Ihnen heute abend einen langen Brief schreiben, da NEIGEBAUERS Erscheinen bei uns mich schrecklich an meine Nachlässigkeit erinnert — nun bin ich aber doch zu tief erschüttert, um viel schreiben zu können, denn vor einer Stunde ist die Nachricht vom Tode meiner ersten Frau bei uns eingetroffen. Die Arme ist also tot! Ihre Krankheit soll, wie man sagt, eine Art Cholera gewesen sein —.

Was die Griechen Nemesis und die Bibel Gottes Finger nannte, steht in MINDINGS¹⁾ Schrift. Ein wahrhaftes Meisterstück. CASPAR meint zwar, er schüttelte das alles wie Staub ab. — Der Mann hat noch große Freude und Stützen.

Leben Sie wohl, teurer Freund, ich kann nicht mehr schreiben. Die Meinigen grüßen herzlich und sind wohl. Ich bin in einem Tage nach Dresden hin, und den zweiten zurückgeflogen. Wie gern hätte ich Sie gesehen, aber die Eisenbahn wartet nicht.

Ihr ergebener Freund DIEFFENBACH.

Noch im Jahre 1831 ist DIEFFENBACH eine neue Ehe mit der einundzwanzigjährigen Tochter EMILIE WILHELMINE des „Stadt- und Kreisphysikus, Arztes am Brunnen“ Doktor HEYDECKER in Bad Freienwalde a/O. eingegangen. Sein Schwiegervater muß ein angesehener und wohlthätiger Arzt gewesen sein, noch heute besteht in Freienwalde ein Altersheim, das den Namen „HEYDECKER-Stift“ führt.

Diese Ehe ist äußerst glücklich gewesen, auch war sie im Gegensatz zu der mit JOHANNA MOTHERBY mit Kindern gesegnet.

¹⁾ JULIUS MINDING: De vitae functionum perturbationibus notiones generales. Diss. Berlin 1833.

STROMEYER sagt in seinen „Erinnerungen“: „DIEFFENBACHS Briefe sind voll von Anerkennung für seine zweite Frau, welche ganz für ihn zu passen schien“. Die junge Frau fand sich mit feinem weiblichen Takt schnell in ihre Pflichten als Gattin eines vielbeschäftigten, berühmten Arztes, dem der Tag mit seinen 24 Stunden meistens zu kurz war, hinein. Das „Salonhalten“, das ihr Mann seiner ersten Gattin zu Gefallen mitgemacht hatte, wurde eingeschränkt, das Theater nur bei ganz besonderen Anlässen besucht, der Konzertsaal niemals.

Der glückliche Ehemann konnte jetzt nach seinem Tagewerk in behaglicher Ruhe und Stimmung seine medizinischen Journale lesen, als da waren: die beiden HUFELANDSchen Zeitschriften *Journal f. prakt. Arzneikunde* und *Bibliothek der praktischen Heilkunde*, VON GRAEFES und VON WALTHERS *Journal der Chirurgie und Augenheilkunde*, die *Medizinische Zeitung des Vereins für Heilkunde* und CASPERS *Wochenschrift f. d.*



Abb. 11. EMILIE DIEFFENBACH geb. HEYDECKER

gesamte Heilkunde. Auch

die französische Literatur wurde eifrig verfolgt, denn DIEFFENBACH war ausgesprochen frankophil eingestellt, eine Frucht seines Aufenthaltes in Frankreich als ärztlicher Reisebegleiter.

Zweimal im Monat ging der Häusliche abends aus, um an den Sitzungen der „Gesellschaft für praktische Medizin“ teilzunehmen. Außer dieser bestand in Berlin damals noch die „HUFELANDSche medizinisch-chirurgische Gesellschaft“ und der „Verein für Heilkunde in Preußen“; DIEFFENBACH fühlte sich aber hingezogen zu jenem kleinen Kreise von zwölf der angesehensten Ärzte der Residenzstadt — HEIM Vater und Sohn, FORMEY, LINK, HAUCK, v. STOSCH, BAREZ, BREMER, CASPER, NATORP, STEINRÜCK, ROMBERG —, die sich Mitte der zwanziger

Jahre zu der obengenannten Gesellschaft, für gewöhnlich „Heimia“ genannt, zusammengeschlossen hatten. Mit einer Gepflogenheit mußte diese seriöse ärztliche Vereinigung aber erst brechen, ehe sich DIEFFENBACH ihr anschloß, nämlich mit der — ich will hier einmal etwas ausplaudern — mit der Schlemmerei. Es schloß sich nämlich an die Sitzungen, die am ersten jedes Monats stattfanden, regelmäßig „eine sehr gut und reichlich besetzte Tafel“ an, bei der ein edler Tropfen getrunken wurde, wofür Vater HEIM ein besonders gutes Verständnis hatte. Das war jedoch nichts für unseren DIEFFENBACH, der den Tafelfreuden abhold war — „meine Einfachheit darf mich nicht verlassen“ —, und so wurde er erst Mitglied, als ihm zuliebe Abendsitzungen bei einem Glase Weißbier und einer Pfeife Tabak eingeführt wurden. Zugleich wurde eine Änderung dahingehend vorgenommen, daß zwei Sitzungen im Monat, des Mittwochs, abgehalten wurden. In diesen Sitzungen mußte jedes Mitglied in alphabetischer Reihenfolge einen Vortrag halten, an den sich eine meist sehr lebhaft Diskussion anschloß. Die Verhandlungen wurden in CASPERS Wochenschrift veröffentlicht. Das neue Mitglied der „Heimia“ betätigte sich so eifrig, daß die „Gesellschaft für praktische Medizin“ nach dem im Jahre 1834 erfolgten Tode HEIMS den Namen „STOSCH-DIEFFENBACHsche Gesellschaft“ annahm. „Der geistige Mittelpunkt wurde und blieb DIEFFENBACH bis zu seinem Tode im Jahre 1847. Der Sturm des folgenden Jahres fällte die laublosen Stämme — Meister in der Medizin, doch Schüler in der Politik — und verwehte schnell die letzten Spuren dieser einst so lebensfrohen und tätigen Gesellschaft.“ (Dr. JOHANNES RIGLER: Das medizinische Berlin, 1873.)

Der Präsident RUST hat in seiner Biederkeit niemals eine Regung der Eifersucht gegen den zu seiner Entlastung an die Charité berufenen, ihm chirurgisch so weit überlegenen jüngeren Kollegen in sich aufkommen lassen, im Gegenteil, er hatte eine ehrliche Anerkennung, ja Bewunderung für dessen glänzendes Talent als Operateur und war in den ersten Jahren oft sein Zuschauer bei größeren Operationen, zumal wenn sie in das Gebiet der plastischen Chirurgie gehörten. Dann stippete wohl der hochgradig kurzsichtige Mann mit seiner Nase fast in die frische Operationswunde hinein und sprudelte in seiner lebhaften österreichischen Art seine Lobeserhebungen über diese hin, was unserm DIEFFENBACH nicht die seelischen Beklemmungen verursachen

konnte wie einem Chirurgen unserer Tage, denn von der „Tröpfcheninfektion“ wußte er noch nichts. Das gute Verhältnis RUSTS zu DIEFFENBACH erlitt auch dadurch keine Einbuße, daß er in seiner Eigenschaft als Leibarzt des kronprinzlichen Ehepaares einmal in nicht mißzuverstehender Weise gegen diesen zurückgesetzt wurde. Da war nämlich die Kronprinzessin ELISABETH an Einklemmung eines Schenkelbruches erkrankt, und der Kronprinz wünschte den Bruchschnitt von dem Doktor DIEFFENBACH ausgeführt zu sehen, weil er von dessen großer Erfahrung auf diesem Gebiet gehört hatte; nun wollte er aber andererseits seinen Leibarzt RUST nicht umgehen, so zog er denn beide Chirurgen hinzu, gab aber seinem Wunsche hinsichtlich der Wahl des Operateurs dadurch Ausdruck, daß er dem würdigen Geheimrat eine Schale mit Wasser zur Assistenz bei der Operation in die Hand drückte. Die Herniotomie wurde denn auch von dem jüngeren Chirurgen mit Geschick vollzogen, RUST aber bereitete sich selber eine Ehrenrettung, indem er zum Kronprinzen sagte: „Mein Schüler hat es vortrefflich gemacht.“

Diese Auffassung RUSTS, in ihm seinen Schüler zu sehen, verdroß FRITZING DIEFFENBACH schon lange, er fühlte sich höchstens als Schüler v. WALTHERS, im Grunde genommen war er ein Selfmademan. Im Jahre 1831 bekam die Freundschaft zwischen beiden aus Anlaß der Choleraepidemie einen tüchtigen Knacks. Da versuchte nämlich RUST, als die allgemeine Mißstimmung gegen ihn wegen des völligen Versagens der „Landsperrre“ immer mehr answoll, seine Position dadurch zu retten, daß er bei den führenden Berliner Ärzten um ihre Zustimmung zu dieser seiner Abwehrmaßnahme gegen die Seuche durch Einzeichnen ihrer Namen in eine Liste warb. Zweimal schon war diese DIEFFENBACH vorgelegt worden, ohne daß er, der im Lager der „Antikontagionisten“ stand, sich in sie eingezeichnet hätte, und als nun RUST ihn gar zum drittenmal hierzu auffordern ließ, da lief ihm die Galle über, und er notierte in die Liste, daß er diese Form der Rechtfertigung „ganz und gar nicht billigen könne.“ Das war natürlich ein schwerer Preller für den Präsidenten RUST, und dem Attentäter ist hinterher wohl auch nicht so ganz behaglich zumute gewesen, denn er empfand das Bedürfnis, seinem Freunde BAUM in Danzig sein Herz über die ganze Affäre auszuschütten. In dem betreffenden Briefe vom 25. November 1831 (im Besitz der Berliner Staatsbibliothek)

findet sich nun folgender herrlicher Satz, dem zu Ehren ich eigentlich diese ganze Konfliktgeschichte hier erzähle: „Du kannst Dir denken, wie peinlich es mir sein muß, in meinen Verhältnissen gegen RUST mich aussprechen zu müssen, aber ich will lieber alles verlieren als jämmerlich meine Überzeugung opfern, die viele so kläglich in leere Hoffnungen auf Gewinn hingeben.“

Im Jahre 1832 kam es nun endgültig zum Bruch zwischen dem ersten und zweiten Wundarzt der Charité. Da war RUST als Konsiliarius bei der Behandlung des Ministers v. ALTENSTEIN an einem Karbunkel hinzugezogen worden und hatte dabei eigenmächtig die Anordnungen DIEFFENBACHS, als des behandelnden Arztes, abgeändert. Das gab dann Veranlassung zu einer höchst unerquicklichen Auseinandersetzung zwischen den beiden Ärzten, wobei RUST begütigend sagte: „Sie sind doch auch einer von meinen Leuten“, worauf der hierdurch noch mehr gereizte DIEFFENBACH im Hinblick auf die Zustände in seiner mecklenburgischen Heimat schlagfertig antwortete: „Ich bin kein Leib-eigener.“

Die Berliner Ärzteschaft, die das Zerwürfnis zwischen den beiden Charitéchirurgen tief bedauerte, schob die Schuld an demselben DIEFFENBACH zu, da es ihm, dem jüngeren, bei dem nötigen guten Willen doch hätte möglich sein müssen, mit dem gewiß etwas eigenartigen und pedantischen, aber ehrenwerten und pflichttreuen Präsidenten RUST in Frieden auszukommen; die Studentenschaft dagegen war, wie PIROGOW mitteilt, der Ansicht, daß RUST der schuldige Teil sei, weil er „den jungen Chirurgen nicht recht neben sich in der Charité habe aufkommen lassen wollen.“ Wenn damit die Ausschaltung des zweiten Wundarztes von der Tätigkeit eines akademischen Lehrers gemeint sein sollte, so ließe sich das hören, denn hier bestritt RUST als der Klinikdirektor allein das Feld. Erst als DIEFFENBACH im Jahre 1832 der Professortitel verliehen wurde, bequeme sich der Präsident dazu, dem „akademisch Gesalbten“ die Abhaltung eines Operationskursus an der Leiche zuzugestehen. Eine große innere Befriedigung hat dieser Auftrag dem jungen Dozenten anscheinend nicht bereitet, denn er vermochte nicht, seine Zuhörer zu begeistern. Auf den jungen PIROGOW wenigstens hat dieses Privatismum keinen großen Eindruck gemacht:

„Der Kursus war sehr teuer (jeder von den sieben Zuhörern hatte vier große Friedrichsdor zu zahlen) und war mir nur insofern von Nutzen,

als er mir Gelegenheit gab, einige bemerkenswerte und damals noch neue plastische Operationen zu sehen; alles andere, was DIEFFENBACH uns in diesem Privatissimum auseinandersetzte, war keinen Heller wert.“

Eine Genugtuung mag es für DIEFFENBACH immerhin gewesen sein, daß er allmählich der unumschränkte Herrscher auf der chirurgischen Station der Charité geworden war, denn RUST hatte, behindert durch sein zunehmendes Augenleiden, das Operieren fast ganz an den Nagel gehängt. Dementsprechend beschränkte sich seine Tätigkeit als klinischer Lehrer fast nur auf Dozieren und Demonstrieren.

„Nur einmal,“ so erzählt PIROGOW, „kam es in DIEFFENBACHS Abwesenheit vor, daß RUST zum Messer greifen mußte, um einen großen eingeklemmten Bruch zu operieren.“

„Ich will Ihnen einmal zeigen,“ sagte er zu seinen Zuhörern, „wie der alte RUST operiert,“ — und mit diesen Worten tat er einen kühnen Schnitt in den Bruchsack.

Ob er nun eine Nekrose des Darmes vermutet hatte oder denselben zugleich mit dem Bruchsack hatte aufschneiden wollen, das weiß ich nicht, es wußte das auch niemand von uns allen, die wir der ganzen Prozedur von fern zusahen; das aber ist eine Tatsache, daß gleich nach RUSTS kühnem Schnitt dem Kranken unter Pfeifen Winde entfuhr und ein wahrer Strom von Exkrementen sich aus dem Darm ergoß. Wie gewöhnlich hörte man dann gar nichts weiter von demselben.“

Die beiden Berliner Operateure waren also nicht mehr, wie noch vor einigen Jahren, GRAEFE und RUST, sondern GRAEFE und DIEFFENBACH. Fragt man mich, wie nun diese beiden Männer zueinander standen, so muß ich — leider — antworten: Da stimmte auch etwas nicht. PIROGOW weiß zu erzählen, daß DIEFFENBACH mit GRAEFE „in ausgesprochener Feindschaft“ lebte. Ob dem wirklich so war, habe ich nicht feststellen können, ich möchte es jedoch anzweifeln, aber kühl ist das Verhältnis zwischen den beiden gewesen und mußte es auch sein, weil sie zu verschiedene Naturen waren und auf ganz verschiedenen Wegen Stellung und Ruhm erlangt hatten. GRAEFE war der vornehme, reservierte Mann, der schon seit seinem 23. Lebensjahr Amt und Würden bekleidete, der anerkannte akademische Lehrer, der Arzt der „Oberen Kreise“, der Leibarzt des Königs, der Kavalier, der nur mit den ersten Kreisen Verkehr pflog, der geadelt worden war und eine Adlige, eine geborene v. ALTEN, zur Frau hatte; DIEFFENBACH der Selfmademan, der sich aus kleinen Anfängen mühsam emporgearbeitet hatte, der jahrelang der Arzt der weniger begüterten Bevölkerung gewesen war, der es auch jetzt noch nicht

unter seiner Würde hielt, in die Wohnungen der Armen zu gehen, der Mann, dem eine öffentliche Anerkennung in Form der Berufung an ein großes Krankenhaus erst spät zuteil geworden war.

Nun stand DIEFFENBACH im offenen Wettbewerb mit jenem Großen, oft mit gutem Erfolg, manchmal auch dem erfahrenen älteren Chirurgen unterlegen, worüber der temperamentvolle jüngere sich dann nicht wenig ärgern mußte.

PIROGOW erzählt uns einen solchen Fall. Da hatte DIEFFENBACH bei dem beliebten Schauspieler BECKMANN¹⁾ vom Königsstädtischen Theater „eine ungeheure Geschwulst am Oberschenkel für ein bösartiges Fleischgewächs“ gehalten und war vor der Operation zurückgeschreckt; GRAEFE aber war anderer Meinung, er bestimmte die Geschwulst als Lipomosteatom und schnitt sie aus. Das Ergebnis war ein glänzendes, denn BECKMANN, der Liebling des Berliner Publikums, genas alsbald.

Feststellen möchte ich aber zu Ehren DIEFFENBACHS, daß er, so oft er sich wissenschaftlich mit seinem großen Gegner auseinandersetzen mußte, etwa in der Frage der Rhinoplastik und Staphylorrhaphie, niemals einen häßlichen Ton gegen diesen angeschlagen hat, er redete deutlich, manchmal mit etwas ironischem Beiklang, überschritt aber nie die Grenzen.

Hierzu ein Beispiel:

„Wenn zur indischen und italienischen Art des Nasenersatzes VON GRAEFE die deutsche Methode — wie er sie nennt — hinzufügt, so ist dies wenigstens ungewöhnlich. Die Engländer und Franzosen könnten wohl von einer deutschen Methode sprechen, aber Indier und Italiener haben ihre Verfahrensart gewiß nicht nach sich benannt, die Engländer oder ein anderes Volk sind es wohl gewesen. Will aber jeder Wundarzt eine von ihm erfundene oder wohl gar eine nur etwas veränderte Operationsmethode nach seinem Vaterlande benennen, was sollen dann die Nachfolger tun? ihren Methoden etwa Provinzen- oder Städtenamen geben?“

Als DIEFFENBACH der Nachfolger GRAEFES geworden war, befand sich unter seinen Zuhörern dessen genialer Sohn ALBRECHT, der später so berühmte Augenarzt, und es ist selbstverständlich, daß der hochherzige und „leicht versöhnliche“ DIEFFENBACH seine einstige Animosität gegen den Vater nicht auf den Sohn übertrug; er hatte vielmehr seine helle Freude an der hervorragenden Begabung desselben, wofür uns K. L. SCHLEICH in seiner „Besonnenen Vergangenheit“, aus einer Erzählung seines Vaters, des Coetanen

¹⁾ „Eckensteher Nante“.

und Freundes ALBRECHTS schöpfend, eine köstliche Probe mitzuteilen vermag. Da hatte der junge GRAEFE in der Klinik praktiziert und einen glänzenden Beweis seines Könnens abgelegt, worüber DIEFFENBACH derart in Begeisterung geriet, daß er den ihm zunächst sitzenden Studenten zuflüsterte: „Kinder, auf den jeht acht, aus dem wird mal ganz was Dolles“!

In den Sommerferien des Jahres 1834 unternahm DIEFFENBACH in Begleitung seiner jungen Frau eine Reise nach Paris. Anders als anno 1821 konnte er jetzt dort auftreten; damals noch Student, wenn auch schon „ärztlicher Reisebegleiter“, jetzt ein allgemein anerkannter Chirurg, anerkannt zumal in Frankreich, hatte ihn doch vor wenigen Jahren das ehrwürdige Institut de France mit der großen goldenen Medaille und dem MONTHYON-Preise ausgezeichnet.

In Paris hatte sich für DIEFFENBACH in den verflossenen vierzehn Jahren manches verändert. Sein ehemaliger Lehrer, der Chirurg an der Charité Boyer, war vor Jahresfrist im Alter von 76 Jahren gestorben, nachdem es ihm vergönnt gewesen war, sein elfbändiges Lehrbuch der Chirurgie zu vollenden. Der von ihm hochverehrte DUPUYTREN hatte sich wegen Krankheit zurückgezogen, er war, trotzdem er erst 55 Jahre zählte, völlig verbraucht und erlag im darauffolgenden Jahre einem Schlaganfall. Der herrliche LARREY hatte sich überlebt, er war zwar mit seinen 68 Jahren immer noch Chefarzt am „Hôtel des Invalides“, leistete aber nichts mehr und wurde bald darauf mit guter Manier abgeschoben.

Die Chirurgen LISFRANC und VELPEAU beherrschten das Feld. Von der ausgesuchten Liebenswürdigkeit des ersteren ließ sich DIEFFENBACH einfangen, während er sich durch die kühle Zurückhaltung des letzteren abgestoßen fühlte. Eine scharfe Menschenkenntnis hat unser offenerherziger, freimütiger FRITZING hierbei nicht bewiesen, denn der Chefarzt des „Hôpital de la Pitié“ war ein hämischer, neidischer Charakter, der früher in seinen klinischen Vorträgen BOYER und DUPUYTREN oft begeistert, den letzteren nur „le barbar de la Seine“ genannt hatte, so daß STROMEYER urteilt, LISFRANC habe den Ton unter den Pariser Chirurgen eine Zeitlang verdorben. Als BOYER aber gestorben war, beeilte er sich, wie er es auch nach DUPUYTRENS Tode getan hat, seinen ehemaligen Gegner mit Lob zu überhäufen, so daß VIDAL den Satz aufstellte: „Man braucht nur zu sterben, um LISFRANC zu gefallen.“

In der „Pitié“ konnte DIEFFENBACH auf Einladung seines neuen Freundes vor einer Pariser ärztlichen Gesellschaft mit seiner Operation der Bildung des unteren Augenlides debutieren.

„Die lauten Äußerungen der Billigung so vieler anwesender Kenner, vor allem aber die des berühmten Meisters in der Kunst, LISFRANCS, machten diesen Augenblick zu einem der bedeutendsten und schönsten in meinem Leben.“

Für Schmeicheleien muß DIEFFENBACH nicht ganz unempfänglich gewesen sein, denn nach seiner Rückkehr nach Berlin erzählte er in seinem Privatissimum den Studenten begeistert von der Liebenswürdigkeit LISFRANCS und dem Beifall des Pariser Auditoriums. Und PIROGOW — denn er ist wieder mein Gewährsmann — berichtet weiter: „VELPEAU,“ so sagte DIEFFENBACH uns einmal, „das ist so eine Art *Anatomicus chirurgicus*“ — nach seiner Anschauung war das die allerschlechteste Empfehlung für einen Chirurgen — „und die Engländer, das sind ja die reinen Beefsteaks. Stellen Sie sich vor,“ so fuhr er fort, „der alte ASTLEY COOPER, den ich gerade auf seiner Durchreise in Paris traf, vermutete in mir einen französischen Chirurgen aus dem Hospital St. Louis; er hatte also vorher nie etwas von mir gehört und behandelte mich nun auch dementsprechend.“ DIEFFENBACH wußte anscheinend nicht, daß sich der damals sechsendsechzigjährige berühmte englische Chirurg schon seit acht Jahren auf das Land zurückgezogen hatte, auch hatte er leider nicht erfahren, daß derselbe bei einem Besuch des LISFRANCSchen Hospitals die von ihm, dem deutschen Chirurgen, dem Victoire Oriolle angesetzte Nase „für die schönste, die er je gesehen“ erklärt hatte.

Nun will ich gerechterweise auch nicht verschweigen, wie VELPEAU über den Gast aus Berlin dachte.

„Kennen Sie,“ so fragte er PIROGOW im Jahre 1837, „die Bedeutung unserer Worte Gascon und Gasconade?“ „Gewiß.“ „Nun dann kann ich Ihnen nur sagen, daß mir Herr DIEFFENBACH wie ein Gascon und seine verschiedenen Heldentaten wie Gasconaden vorgekommen sind.“

In dem Lektionsverzeichnis der Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität für das W/S 1834/35 sind „Klinisch-chirurgische Übungen, welche der Professor Doktor DIEFFENBACH im Charité-Krankenhaus sechsmal wöchentlich von 8 bis 9 halten will“ angekündigt. Wenn also RUST wirklich unserm DIEFFENBACH als nicht zünftigen, weil nicht aus der akademischen Laufbahn hervor-

gegangenen Arzt zunächst die Dozententätigkeit erschwert haben sollte, so hat er schließlich eingelenkt, wobei vielleicht das Aufsehen, das der vor kurzem erschienene III. und IV. Teil des Werkes „Über die Wiederherstellung zerstörter Teile des menschlichen Körpers nach neuen Methoden“ weit und breit erregt hatte, den Ausschlag gegeben haben mag.

Nun mag DIEFFENBACH mehr Freude am Dozieren gehabt und seinen Zuhörern mehr geboten haben als bei dem „Sezierkursus an der Leiche“, denn nun trat er als Chirurg auf „in dem blutigen Kampf mit der Krankheit um das Leben“, nun konnte er zeigen, „daß seine plastischen Methoden keine Studien am Kadaver waren, sondern sämtlich Porträts, zu denen lebende Menschen gegessen hatten“.

Das Jahr 1835 brachte für DIEFFENBACH noch eine Ehrung, auf die er wohl keinen großen Wert gelegt haben dürfte, nämlich die Ernennung zum Mitglied der „Ober-Examinations-Kommission“, mit der Beschränkung zwar, daß er als klinisch-chirurgischer Examiner „interimistisch“ für Geh. Rat JÜNGKEN zu fungieren habe. Das Examinieren ist für den lebhaften Mann, dem die Zeit so knapp bemessen war, stets eine Strafe gewesen, zumal es ihn unwissenden Examinanden gegenüber so leicht in einen Gewissenskonflikt brachte. Durchgefallen sind bei Vater DIEFFENBACH herzlich wenig Kursisten, und so kam er denn auch bei einem Verslein, in dem diese ihre Examinatoren nach strengen und milden „sortierten“, gut weg.

„Kommst du glücklich um die Ecken,
Bleibst Du doch in KOTHE stecken;
Kommst Du durch den DIEFFENBACH,
Frißt Dich doch der WOLFF hernach.“

Es ist jetzt an der Zeit, dem Wirken und Schaffen des neuangestellten Charitéarztes nachzugehen.



Abb. 12. Kopf der langen Tabakspfeife der Studenten mit dem Porträt DIEFFENBACHS. Im Besitz des Herrn Dr. HENTSCHEL in Salzwedel

Mit besonderer Freude erfüllte es den für die plastische Chirurgie so begeisterten Operateur, daß die neue Stellung ihm reichlich Gelegenheit zur Betätigung gerade auf diesem Gebiete bot. Insbesondere waren es Angehörige der ärmeren Bevölkerung mit Entstellungen des Gesichts durch Skrofulose und Syphilis, denen er sich jetzt voll widmen konnte, da die Armendirektion für die unentgeltliche Aufnahme dieser Kranken in die Charité Sorge trug. Auch unterließ es DIEFFENBACH auf seinen Fahrten durch die Stadt nie, Ausschau nach Leuten mit verstümmelten Gesichtern zu halten. So hatte er den Straßenpflasterer JOSEPH DAUVEDÉ, dem die Nase infolge von Skrofulose fehlte, „schon oft im Schweiß seines Angesichts in seinem gründlichen Wirken bemerkt und ihm eine gute Nase zu machen gewünscht.“ Aber ehe er Fühlung mit dem Manne nehmen konnte, erschien dieser schon aus eigenem Antriebe bei ihm mit der Bitte, ihm seine Entstellung zu beseitigen. Etwas nachhelfen mußte er in folgendem Falle:

„Es lebte in Berlin eine alte Bettlerin, welche die bedeutende Entstellung ihres Mundes durch ein Tuch zu bedecken pflegte. Da mich diese Person eines Tages in meiner Wohnung um einen Almosen ansprach, so bat ich sie, ihr Tuch abzunehmen. Sie tat es bereitwillig, und als ich dies schöne Exemplar für die Mundbildung sah, gab ich ihr vier Groschen. Dadurch gewann ich ihr Herz auf der Stelle, und gern beantwortete sie meine Fragen und ließ sich genauer untersuchen. Dabei verbarg sie auch nicht ihre Verwunderung über das Interesse, welches ich an ihrer Entstellung nahm, da sie sonst nur gewohnt war, die Menschen sich voll Entsetzen abwenden zu sehen, wenn sie ihnen ihr Leid zeigte. Aber die vier Groschen reizten sie wohl am meisten, denn sie rechnete auf mehreres. Sie ging daher sogleich auf meinen Vorschlag ein, sich den Mund ergänzen zu lassen.“

Ein „Paradefall“ ist diese Bettlerin übrigens aus einem sehr einfachen Grunde nicht geworden. „Als ich sie später wieder auf der Straße erblickte, trug sie ihr Tuch wie zur Zeit ihrer Entstellung; auf meine Frage, warum sie sich jetzt noch verhülle, antwortete sie mir, sie habe wenig Mitleid mit ihrem neuen Gesicht erweckt und ihre Kunden hätten sie nicht wiedererkannt; „wenn ich aber das Tuch trage, denken sie, es ist noch so wie es gewesen ist.“

Die ehrwürdige Charité wurde unter DIEFFENBACH zur „Wiege der plastischen Chirurgie“ — es strömten ihr Kranke nicht nur aus den Ländern Europas, sondern aus Asien, ja auch aus Amerika zu — und der Operationssaal der Charité zum Wallfahrtsort für die strebsamen Chirurgen Europas. Da kamen u. a. aus St. Petersburg die Exzellenzen VON AREND und VON CRICHTON, Leibärzte des Zaren, ferner Dr. INOSEMZEW und der Marinearzt VON SAMSON-

HIMMELSSSTIERNA, aus Wilna GALLANOWSKI, aus Dorpat LEHMANN, aus Kopenhagen STARCK, aus London WAKES, aus Norwich RIGBEY, aus Straßburg EISSEN, aus Lyon GENSOUL und TAVERNIER, aus Spanien PEDRO MARIA VOLK und RUBIO, aus Griechenland VENIZELOS und MAKKAS.

Der Würdigung der genialen und bahnbrechenden Leistungen DIEFFENBACHS auf dem Gebiet der plastischen Chirurgie ist, worauf ich im Vorwort ja hinwies, der zweite Teil meines Buches gewidmet.

Interessant ist es, daß DIEFFENBACH bald nach dem Antritt seiner neuen Stellung noch einmal Gelegenheit bekam, sich mit „dem Lieblingsgegenstande seiner ärztlichen Frühperiode“, der Infusion und Transfusion zu befassen, da RUST ihn bat, dieses Kapitel für das von ihm herausgegebene „Handbuch der Chirurgie“ zu bearbeiten. In seiner Gewissenhaftigkeit überprüfte er diese Materie wiederum durch Experimente an Tieren in der Veterinär-schule. Auch bei seinen Kranken in der Charité stellte er Versuche mit der Infusion von Arzneimitteln an „in mehreren hoffnungslosen nervösen Krankheiten, wie beim Trismus und Tetanus, bei der Melancholie und Epilepsie. Und diese zweifelhaften, nur mit der behutsamsten Anwendung unternommenen Operationen haben, wenn auch die Erfolge im ganzen nicht zur Berausung befriedigend waren, keines Menschen krankes Leben gekostet, und das ist sehr in Anschlag zu bringen!“ Transfundiert hat DIEFFENBACH defibriniertes Menschenblut bei ausgebluteten Kranken; fremdartiges Blut darf nach seiner Erfahrung nicht verwandt werden, „beobachtet man doch schon, daß das Blut eines anderen Menschen häufig bedeutende Zufälle hervorbringt.“

Ein „Lieblingsgegenstand“ ist für DIEFFENBACH auch in seiner Charitéperiode stets das Kapitel „Hernien“ geblieben. In weiser Beschränkung lehnte er die Radikaloperation der Brüche, zu der seit etwa zwei Jahrzehnten immer wieder Ansätze gemacht wurden, ab, dagegen trat er beim eingeklemmten Bruch in Wort und Schrift für den möglichst ungesäumt vorzunehmenden Bruchschnitt ein, der Taxis nur einen ganz bescheidenen Platz einräumend.

Im Jahre 1836 führte er bei einem fünfzigjährigen Manne mit eingeklemmtem Schenkelbruch die Resektion der brandigen Dünndarmschlinge unter Verwendung der LEMBERTSchen Naht mit Erfolg aus, ein Fall, dem, wie er in berechtigtem Stolz sagt, „ein bleibendes Andenken gesichert ist.“

Es soll hier eine kleine Plauderei DIEFFENBACHS eingeschaltet werden, die ihn uns als listenreichen ODYSSEUS zeigt, wenn es galt, einen an Brucheinklemmung Erkrankten aus seiner Not zu erretten.

„Vor einer Reihe von Jahren, als sich an einem späten Winterabende der berühmte französische Arzt und Reisende GAIMARD in traulicher Unterhaltung bei mir befand, führte mein Diener drei mit Schnee bedeckte Personen ein. Die Kranke, eine 28jährige Bauersfrau, stützte sich auf ihre Begleiter, einen Bauernknecht und eine alte Frau, und stöhnte dabei auf die jämmerlichste Weise. Jene Alte, eine Hebamme, erzählte nun, daß die junge Frau seit drei Tagen an einem eingeklemmten Bruche leide und unaufhörlich gebrochen habe. „Ich weiß, was das zu bedeuten hat,“ fuhr sie fort, „und da unser Doktor auch keine Hülfe wußte, legte ich die Frau in einen Schlitten und fuhr von unserem eine Meile entfernten Dorfe noch diese Nacht zu Ihnen.“ Ich befand mich wirklich zwischen zwei sehr ungleichen Personen, einer verständigen Hebamme und einer sehr unvernünftigen Patientin. Letztere erklärte unter lautem Geheul, sie wolle sich nicht anfassen lassen, und ich solle ihr ein Rezept verschreiben. Endlich verstand sie sich zu einer Untersuchung. Es war ein kleiner, harter, neuer Kruralbruch an der linken Seite, von der Größe einer großen Haselnuß, bei der Berührung äußerst schmerzhaft und unmöglich zurückzubringen. Erst jetzt begriff GAIMARD, was vorging, und meinte, dies wäre eine affaire bien drôle. Nachdem ich der auf dem Sofa liegenden Patientin ihren Zustand erläutert hatte, schrie sie, sie wolle wieder nach Hause, und nicht das Geringste mit sich vornehmen lassen. Alle meine Vernunftgründe scheiterten an der Halsstarrigkeit der Person, welche mir mit Bestimmtheit erklärte, sie wolle lieber sterben, als sich in dem ihr angebotenen Zimmer, oder in ihrem Wohnorte operieren lassen. Doch innigst überzeugt, sie dem gewissen Tode preiszugeben, wenn ich die Operation nicht machte, nahm ich meine Zuflucht zur List. „Fürchten Sie einen Aderlaß,“ fragte ich. „Nein,“ antwortete sie, „obgleich ich noch nie zur Ader gelassen bin.“ „Desto besser,“ antwortete ich. Hierauf besah ich den Arm. Die Adern sind zu klein, da geht es nicht, meinte ich. Am Fuß, da war es ebenso. Aber hier auf dem Bauch, da hilft es am besten. Die Hebamme wurde mit einer Schale, als wäre Blut aufzufangen, angestellt, und schnell machte ich den Hautschnitt. Die Kranke war jetzt ruhig, und wartete immer auf das kommende Blut. Ohne Schwierigkeit legte ich den Bruchsack bloß und eröffnete ihn. Der Sack enthielt etwas blutiges Wasser und eine kleine, nußgroße, dunkelgefärbte Darmpartie, welche ich nach Erweiterung des Schenkelringes zurückbrachte. Dann wurde die Wunde verbunden, die Kranke nach ihrem Willen in den Schlitten gelegt, und noch in Begleitung eines Wundarztes unmittelbar nach der Operation in ihr Dorf zurückgefahren. Beim Abschiede sagte sie: „Ich bin doch wohl operiert.“ So gelang mir also die Erhaltung einer jungen, gesunden Frau, der Mutter von fünf Kindern. Später dankte sie mir als ihrem Lebensretter.“

Auch auf gynäkologischem Gebiet finden wir DIEFFENBACH tätig. Da bot sich ihm des öfteren Gelegenheit, frische Dammrisse in Behandlung zu bekommen, und während er früher erst nach Ablauf des Wochenbettes zur Damмнаht schritt, rang er sich schnell zu der Erkenntnis durch, „daß man nicht genug mit der Vereinigung des Dammes eilen könne und dieselbe wenigstens in den ersten vierundzwanzig Stunden nach der Niederkunft vornehmen müsse und dies dann am wenigsten unterlassen dürfe, wenn auch der Mastdarm miteingerissen ist.“ Mit voller Hingabe nahm er sich der Frauen, die mit einer Blasenscheidenfistel behaftet waren, an und zog aus dem großen Berlin, aus den Marken und auch aus entfernteren Gegenden die Unglücklichen so zahlreich herbei, daß die Räume der Frauenstation der Charité nicht ausreichten, sondern daß „in der Stadt ein Lokal eigens dazu hergerichtet werden mußte.“

„Ich kann behaupten, daß wohl nicht ein einziger Chirurg sich so viel mit diesem Leiden beschäftigt hat wie ich. Ich kann aber auch sagen, daß trotz der vielen gänzlich mißlungenen Operationsversuche kein Chirurg so viele Fisteln wirklich geheilt hat wie ich.“

Im Jahre 1838 ersann DIEFFENBACH seine Schnittführung zur Resektion des Oberkiefers. „Durch die Spaltung des Gesichts in der Mittellinie soll die Verletzung des Ductus Stenonianus verhütet und ein neuer Weg gefunden werden, die Lähmung der einen Gesichtshälfte, die unausbleibliche Folge der Spaltung im hintern Teil der Wange zu vermeiden.“ DIEFFENBACH hat in seinem tatenreichen Leben die Resektion des Oberkiefers zweiunddreißigmal „bald in einem größeren, bald in einem kleineren Umfange“ vorgenommen und „es ist kein einziger Kranker gestorben, das heißt an der Operation und ihren nächsten Folgen.“ Dies unerhört günstige Resultat ist nur verständlich, wenn man bedenkt, daß die Operation damals am unbetäubten Kranken ausgeführt wurde, daß somit die Reflexe wach blieben und hierdurch die Aspirationspneumonie vermieden wurde, jene Komplikation, die nach der Einführung der Narkose so viel Opfer gefordert hat. Erst die Leitungsanästhesie konnte wieder so glänzende Ergebnisse bei der Oberkieferresektion zeitigen, wie sie uns Altmeister DIEFFENBACH vorgemacht hat.

In DIEFFENBACHS Charitéperiode fällt schließlich noch der Anfang seiner äußerst intensiven und fruchtbaren Tätigkeit auf einem Gebiete, das ihm im Grunde genommen gar nicht lag, nämlich

auf dem Gebiete der Orthopädie, zumal der Behandlung der Fußdeformitäten. Die zumeist so bescheidenen Erfolge monate-, ja jahrelanger Bemühungen und die häufigen Rückfälle des Leidens hatten den sonst so Hilfsbereiten dahin gebracht, sich nur noch für die Behandlung der leichteren Grade des Klumpfußes bereitfinden zu lassen, wobei er sich übrigens schon des Gipses in Form des sogenannten Gipsgusses bediente. Da wurde er „durch ein besonderes Ereignis“ mit den glänzenden Leistungen des Dr. STROMEYER in Hannover bei der Klumpfußbehandlung bekannt, Leistungen, die ihn selber „zum eifrigsten Partisan“ desselben machen sollten. Es konsultierte ihn ein in Berlin studierender junger englischer Arzt Dr. LITTLE wegen seines Klumpfußes; er wurde mit einem Empfehlungsschreiben an STROMEYER gewiesen. Nach etwa zehn Wochen stellte sich Dr. LITTLE mit einer derartigen Besserung seines Leidens wieder vor, daß DIEFFENBACH kaum seinen Augen traute. „Die Form des Fußes war natürlich geworden, die Sohle berührte von der Spitze bis zur Ferse den Boden, die Exkavation hatte sich vermindert, die Wade fing an, hervorzutreten und die ganze Extremität hatte die normale Länge angenommen.“

„Dies war eben kein schwacher Impuls für mich, von nun an den Klumpfüßen mich so zuzuwenden, als ich mich früher gern von ihnen abgewandt hatte, und binnen kurzem war eine beträchtliche Anzahl derselben von allen Formen und verschiedenen Alters, teils früher ungeheilte Bekannte, teils Neulinge zusammengebracht, um rasch hintereinander die STROMEYERSche Wohltat zu genießen.“

In seiner Tatkraft und Lebhaftigkeit hatte DIEFFENBACH nämlich alle ehemaligen Patienten des In- und Auslandes mit Fußdeformitäten, die seinerzeit mit unbefriedigendem Erfolge aus der unblutigen orthopädischen Behandlung entlassen worden waren, brieflich aufgefordert, sich zur Behandlung nach der neuen Methode in Berlin wiedereinzufinden; auch ließ er durch seine Assistenten geradezu Razzien auf klumpfüßige Berliner Kinder anstellen. Welch drollige Wirkung hierdurch ausgelöst wurde, erzählt uns STROMEYER:

„Die Berliner Gamains pflegten 1837, wo DIEFFENBACH auf Fußverkrümmungen fahnden ließ, Klumpfuß zu spielen. Sie wurden dann von jungen Ärzten eingefangen, die sie in die Klinik führen wollten, liefen aber lachend davon mit ganz geraden Füßen.“

Gleich ergötzlich ist es nun auch zu sehen, wie „der Chef“ höchstselber für „Material“ sorgt, wobei er sich jetzt aber nicht

auf die Fußdeformitäten beschränkt, sondern nunmehr auch auf Schiefhälse „fahndet“.

„Mehreren klumpfüßigen Bettlern schlug ich vor, sich heilen zu lassen, sie wiesen das aber immer zurück; einer derselben mit exquisiten Klumpfüßen antwortete mir auf eine brutale Weise: „Was ich denn dächte, das wäre ja das Beste an ihm, denn davon lebe er ja ohne zu arbeiten.“

„Den 25jährigen Schiffer PAPE führte eine Geschäftsreise nach Berlin, wo er mir seiner unglaublichen Schiefheit des Halses wegen auf der Straße auffiel und ich in ihm sogleich einen Fremden erkannte und ihn anredete. Mit Freuden ergriff er meinen Vorschlag, sich von seiner Entstellung befreien zu lassen, wozu der folgende Tag verabredet wurde usw. . . .“

Das Ergebnis seiner Initiative war immerhin, daß „der eifrige Partisan“ STROMEYERS in einem Zeitraum von noch nicht drei Jahren etwa 400 subkutane Tenotomien ausgeführt hatte.

„Das jüngste Kind, dessen Achillessehne ich durchschnitt, war 3 Tage, die älteste Frau 54 Jahre alt. Zwischen dem dreitägigen Kinde und der 54jährigen Frau habe ich die ganze Stufenleiter des menschlichen Alters subkutan durchoperiert und die erfreulichsten Resultate erzielt. Dazu 60 schiefe Hälse und außerdem eine große Anzahl von Kontrakturen an den Armen, Fingern, dem Hüft- und Kniegelenk, den Füßen und Zehen.“

Vor seinem Gewissen konnte DIEFFENBACH diese seine Vielgeschäftigkeit wohl verantworten, denn mit der Wundheilung klappte alles verblüffend gut:

„Auffallend bleibt es gewiß, daß von einem über einem halben Hundert wegen Schiefhalses Operierter kein einziger an den unmittelbaren Folgen der Operation so erkrankte, daß man für sein Leben hätte besorgt sein müssen. Besonders erfreulich ist es, daß sich bei keinem Nervenzufälle, selbst nicht geringer Art, einstellten, welche Trismus und Tetanus hätten fürchten lassen; und nach Sehnendurchschneidungen an den unteren Extremitäten wurden heftige Entzündungen und Eiterungen nur einige Male beobachtet, zu Todesfällen ist es überhaupt nicht gekommen.“

DIEFFENBACH ging nun bald dazu über, die subkutane Tenotomie auch in den Dienst der Behandlung der Gelenkkontrakturen sowie der durch „falsche“, d. h. bindegewebige Ankylose verkrümmten Gelenke, zumal derjenigen des Kniegelenks, zu stellen.

„Nachdem die verkürzten Sehnen im Kniegelenk unter der Haut durchschnitten sind, wobei der Kranke auf dem Bauche liegt, das Knie über den Tischrand hervorstreckend, biege ich das Gelenk so stark, daß die Ferse das Gesäß berührt. Hierauf gehe ich in die entgegengesetzte

Richtung über und extendiere dasselbe immer stärker, mitunter wieder zur Flexion zurückkehrend und setze diese Hin- und Herbewegung solange fort, bis die Extremität gerade ist. Bisweilen läßt sich dabei ein lautes Krachen, welches von falschen Verbindungen herrührt, die hierbei zerrissen, wahrnehmen. Oft bedarf es, besonders bei Erwachsenen, der vereinten Kräfte von drei bis vier Menschen, ein Kniegelenk vollkommen gerade zu brechen. Unmittelbar nach der bewirkten Streckung wird das Glied in eine gepolsterte Blechrinne sorgfältig gelagert.“

Der kühne Orthopäde sagt von dieser Behandlung selber, daß sie „auf den ersten Augenblick eher abschreckend, als nachahmenswert erscheint.“ Und doch kann er unter 34 Fällen von Behandlung der Kniegelenkskontrakturen und -Ankylosen 32 Heilungen verzeichnen; nur zweimal führt seine heroische Therapie zum tödlichen Ausgang, da in der Unkenntnis des Wesens der Eiterung auch das Bestehen von Fistelgängen im Bereich des verkrümmten Gelenkes keine Gegenanzeige gegen das Brisement forcé abgibt.

Auch als Hilfsmittel zur Reposition veralteter Gelenkverrenkungen wird die subkutane Tenotomie mit Erfolg herangezogen.

In Auswertung seiner Idee der subkutanen Tenotomie zu orthopädischen Zwecken hatte STROMEYER die Behandlung des Strabismus an Leichen überprüft und sie am Lebenden für möglich und aussichtsvoll erklärt. Und wiederum greift DIEFFENBACH mit Begeisterung die von seinem Freunde vorgeschlagene neue Behandlungsweise auf, er arbeitet sich an der Leiche seine eigene Methode, die ihm „als die leichteste und zweckmäßigste erscheint,“ aus und vollführt am 26. Oktober 1839 nachmittags 3 Uhr in der Charité die erste Schieloperation am Lebenden.

„Ich gestehe, daß das Gelingen dieser ersten Schieloperation die größte wissenschaftliche Genugtuung war, welche mir jemals in meinem Leben zuteil geworden ist, da mir die Wichtigkeit einer Operation zur Hebung eines der unangenehmsten Gebrechen deutlich in ihrem ganzen Umfange vor Augen schwebte. Die Ehre aber, diese Idee zur Operation des Schielens angegeben zu haben, verdanken wir STROMEYER.“

Einflechten möchte ich an dieser Stelle, daß das „Institut de France“ sowohl STROMEYER als auch DIEFFENBACH alsbald den MONTHYON-Preis verlieh, den sich letzterer somit zum zweitenmal errang.

Dem gefeierten Operateur strömten die Schielenden wie einst die Klumpfüßigen in Scharen zu — „mehrere Tausende“ derselben bekam er zu Gesicht —, und er suchte nach strengen Indikationen die zur Operation geeigneten Fälle aus.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, ein Urteil über den Wert der Schieloperation abzugeben — ALBRECHT VON GRAEFE hat jene Zeit „die Wiegenperiode“ dieser Operation genannt —, es muß aber hier die Tatsache festgestellt werden, daß, obgleich sich des öfteren entzündliche Erscheinungen nach dem Eingriff einstellten, eine Schädigung des Augapfels mit nachfolgender Erblindung nur in einem einzigen Falle eingetreten ist; Todesfälle sind überhaupt nicht vorgekommen. Die Zahl der von DIEFFENBACH ausgeführten Schieloperationen beträgt etwa 1200.

Nachdem ich meinen Lesern die vielseitige chirurgische Tätigkeit DIEFFENBACHS in seiner Stellung als Wundarzt an der Charité in großen Zügen geschildert habe, nehme ich nunmehr meine biographische Aufgabe wieder auf.

Im Jahre 1839 hatte DIEFFENBACH Gelegenheit, der Berliner Universität einen großen Dienst zu leisten. Der Direktor der sog. lateinischen Klinik an der Charité, Geheimrat BARTELS, war gestorben; Naturphilosoph vom Scheitel bis zur Sohle, hatte er den klinischen Unterricht in dem alten dogmatischen Stil und in lateinischer Sprache abgehalten und sich so sehr in diese Weise eingelebt, daß er, wie er selbst erzählt hat, sogar lateinisch träumte. Unser DIEFFENBACH hatte sich für diesen Vertreter der inneren Medizin nie erwärmen können, wie er überhaupt bei seiner ausgesprochenen Neigung zur Chirurgie gegen die Lockungen der Naturphilosophie gefeit war; in Würzburg aber hatte er in seinem damaligen Lehrer JOHANN LUKAS SCHÖNLEIN den inneren Kliniker gefunden, der nach seinem Gefühl auf dem rechten Wege war, indem er „die volle Hereinnahme der Naturwissenschaften in die Medizin zum Prinzip erhob.“ Dieser Mann mußte für Berlin gewonnen werden! Auf Wunsch der medizinischen Fakultät führte der Chirurg DIEFFENBACH mit dem Internisten SCHÖNLEIN — sie hatten seit jener Würzburger Zeit immer in Beziehungen zueinander gestanden — die Verhandlungen und leitete dessen Berufung von Zürich nach Berlin als Nachfolger BARTELS' in die Wege.

Am 6. Mai 1840 eröffnete SCHÖNLEIN seine klinischen Vorträge, und zwar in deutscher Sprache. Es gab hierfür keine „Lateinische Klinik“ mehr an der Charité. Der Hörraum der Klinik war so überfüllt, daß man sich in den Operationssaal mit seinen beiden geräumigen Chören begeben mußte, und „geführt von DIEFFENBACH, erschien SCHÖNLEIN und wurde mit lautem Zuruf empfangen.“

Dieser 6. Mai des Jahres 1840 war mithin ein Triumphtag auch für unsern DIEFFENBACH, ein noch größerer sollte ihm jedoch der 25. Mai desselben Jahres werden, denn an diesem Tage übernahm er auf Befehl des Ministeriums der Geistlichen-, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten „in Vertretung des durch fortdauernde Kränklichkeit verhinderten Präsidenten RUST“ die Leitung der chirurgischen Klinik an der Charité.

Dieser ministerielle Befehl hatte eine pikante Vorgeschichte, die ich jetzt erzählen muß. Als RUST, der herzleidend geworden war und oft von Ohnmachtsanfällen heimgesucht wurde — er starb noch im Oktober dieses Jahres —, Ende Februar die Klinik des Wintersemesters 1839/40 schloß und zugleich sein geliebtes Lehramt niederlegte, verabschiedete er sich von seiner Zuhörerschaft mit einer Rede, die er von einem Klinizisten verlesen ließ. In dem Schlußsatz seiner Rede gab er dem Wunsche Ausdruck, daß ein aus seiner Schule hervorgegangener bewährter Chirurg sein Amtsnachfolger werden möge. Hatte die Zuhörerschaft den Abschiedsworten des verehrten Lehrers bis dahin tiefergriffen gelauscht, so brachte jener völlig unerwartete Schlußsatz in den jugendlichen Gemütern eine hochgradige Erregung, ja Empörung hervor, da er nur als eine schwere Kränkung für den allverehrten und beliebten Professor DIEFFENBACH aufgefaßt werden konnte. Dem alsbald von dem Knalleffekt der RUSTschen Rede unterrichteten DIEFFENBACH schwoll denn auch die Zornesader, und er reichte bei dem Ministerium eine uns noch erhaltene Beschwerdeschrift über die ihm von RUST zugefügte Kränkung ein, in der er darauf hinwies, daß es ein Ding der Unmöglichkeit sei, daß ein Chirurg, den letzten Endes wohl er selber mitausgebildet habe, ihm, dem in der ganzen Welt anerkannten Operateur, vorgezogen würde.

RUSTS Kandidat war aller Wahrscheinlichkeit nach der ehemalige Stabsarzt Dr. GROSSHEIM, der in der Tat schon zu DIEFFENBACHS Zeiten an die chirurgische Station der Charité kommandiert gewesen war, ein sehr fleißiger Chirurg, der in den Jahren 1830—35 ein dreibändiges Lehrbuch der Allgemeinen operativen Chirurgie verfaßt hatte. Daß GROSSHEIM RUST besonders nahe gestanden hat, dürfte auch daraus hervorgehen, daß er der Verfasser eines warmherzigen Nekrologs auf ihn ist.

Nun, die Mine, die der sieche RUST gegen DIEFFENBACH legte, zündete nicht, die Fürsprache für seinen Favoriten fand bei dem Minister Frhr. v. ALTENSTEIN, der ein ausgesprochener

Gönner des genialen zweiten Wundarztes der Charité war, kein Gehör.

Zwei Neuerungen, die von den Klinizisten dankbar begrüßt worden sein dürften, führte der interimistische Leiter der chirurgischen Klinik im Interesse eines möglichst fruchtbaren Unterrichts alsbald ein: während bis dahin die Krankenzimmer der chirurgischen Station den Studenten nicht zugänglich gewesen waren, endete der Unterricht jetzt regelmäßig mit einer Krankenvisite. Sinn und Zweck der Neuerung war ein doppelter, einmal sollte den Studenten Gelegenheit gegeben werden, sich persönlich von dem Befinden der Kranken, die in der Klinik vorgestellt bzw. operiert worden waren, zu überzeugen, zum andern sollten sie mit der Krankenwartung vertraut gemacht werden.

„Ich halte dies nicht für unwichtig; ich habe einmal gesehen, wie ein junger recht kenntnisreicher Mediziner hier einem Kranken ein Klysma beibringen sollte; er legte erst den Kranken auf den Bauch und wollte nun die Spritze von oben nach unten geradezu einsetzen, in der Art etwa, wie man eine Kanone anbohrt.“

Ferner führte DIEFFENBACH seine Klinizisten gegen Schluß des Unterrichts öfters zu seinem Freunde FRORIEP in das enge Leichenhaus der Charité, um mit ihnen lehrreichen Sektionen beizuwohnen.

DIEFFENBACH stand mit seinen achtundvierzig Jahren nun unmittelbar vor dem langersehnten Ziel, Klinikdirektor zu werden, denn daran zweifelte niemand, daß nur er als Nachfolger RUSTS in Frage kommen könnte. Da brachte der 4. Juli 1840 ein Ereignis, das völlig unerwartet kam und geeignet war, seinen Gedankengängen eine ganz neue Richtung zu geben. An diesem Tage starb KARL FERDINAND VON GRAEFE, der Direktor des Königlichen chirurgischen Klinikums in der Ziegelstraße. Er war nach Hannover gerufen worden, um eine Augenoperation an dem Kronprinzen vorzunehmen, und er folgte diesem Rufe, obgleich er sich krank fühlte; bei der Sommerhitze und der schnellen anstrengenden Reise verschlechterte sich sein Zustand rapide, so daß er, am Ziel angelangt, sofort das Bett aufsuchen mußte. Und in wenigen Tagen erlag der erst Dreiundfünfzigjährige seiner Krankheit, die sich als Typhus herausgestellt hatte. Zu einer Konsultation, geschweige denn zu einer Operation war es bei dem hannöverschen Kronprinzen überhaupt nicht gekommen.

Ich habe es dem inzwischen verstorbenen Major von GRAEFE-GOLDEBEE versprochen, diese Tatsache hier noch einmal fest-

zustellen, weil bald nach dem Tode seines Großvaters das häßliche Gerücht aufkam — das auch heute noch gelegentlich aufgewärmt wird —, daß eine von ihm bei dem hohen Kranken vorgenommene Augenoperation mißglückt sei und daß der ehrgeizige Mann aus Verzweiflung über seinen Mißerfolg Hand an sich gelegt habe.

Können wir es unserm DIEFFENBACH verdenken, wenn seine Hoffnungen jetzt einen noch kühneren Flug annahmen, wenn er nunmehr mit dem Gedanken spielte, der Nachfolger GRAEFES zu werden? Und siehe da, schon wenige Tage nach dessen Tode wurde er vom Ministerium mit der „interimistischen“ Leitung des Königl. Klinikums betraut. Wenn das betreffende Reskript auch den einschränkenden Zusatz erhielt „ohne weitere Konsequenz“, so hätte dieser ihn früher wohl nicht ernstlich beunruhigt, denn er kannte die Einstellung des Ministeriums ihm gegenüber; jetzt aber war er durch den Vorfall mit RUST mißtrauisch geworden, und so reichte er unter dem 15. Juli folgendes Gesuch an die Behörde ein:

Ein hohes Ministerium hat mich mit der gnädigen Auszeichnung beehrt, mir die chir. klin. Lehranstalt, welcher der verstorbene Geh. Rat v. GRAEFE vorgestanden, interimistisch zu übertragen. Das hohe Reskript erregte in mir anfangs die größte Freude, da ich dem Ziele meiner Wünsche nahe zu sein und ein kurzes Interimistikum baldigst in eine feste Anstellung verwandelt zu sehen hoffte. Mit banger Sorge hat mich jedoch die der interimistischen Vokation hinzugefügte nähere Bestimmung ohne weitere Konsequenz erfüllt, da ich darin leicht das Eitle meiner Hoffnung für die Zukunft erblicken dürfte.

Ein hohes Ministerium wolle gnädigst mir diese Sorge nicht verargen, denn müßte ich später die von mir interimistisch verwaltete Klinik an einen anderen übergeben sehen, so wäre dies eine tiefe Kränkung meiner Ehre. Leider fungiere ich fast überall nur interimistisch; in der Charité-Klinik für den Präsidenten RUST interimistisch; als klinisch-chir. Examiner für den Geh. Rat JÜNGKEN interimistisch, wozu nun noch das chir. Universitäts-Klinikum auch interimistisch ohne weitere Konsequenz käme.

Ein Hohes Königliches Ministerium ersuche ich daher gehorsamst, mir die Aussicht auf die Nachfolge in der Stellung des Geh. Rats v. GRAEFE bei der chir. Klinik gnädigst eröffnen zu wollen, damit ich sofort den klinischen Vortrag daselbst halten, die Behandlung der Kranken leiten, die Operationen vollziehen und die Verwaltung des Instituts mit Freudigkeit übernehmen könne.

Mit dem Ausdrucke

DIEFFENBACH.

Eine Antwort bekam DIEFFENBACH auf seine Eingabe zu seinem Verdruß nicht, er hatte anscheinend durch sein Mißtrauen den Minister, seinen Gönner, vor den Kopf gestoßen.

Die Zeit ging weiter, der Dienst ging weiter. In der Schumannstraße hielt DIEFFENBACH für den beurlaubten RUST, in der Ziegelstraße Dr. ANGELSTEIN für seinen verstorbenen Chef v. GRAEFE die chirurgische Klinik ab.

Am 10. August schloß DIEFFENBACH die Klinik — das Sommersemester dauerte damals von Anfang Mai bis gegen Mitte August —, und schon am darauffolgenden Tage begab er sich auf seine alljährliche große Erholungsreise. Mit dieser hatte es heuer seine besondere Bewandtnis, war er doch von dem reichen Wiener Fabrikanten MOSSIG „aus besonderem Vertrauen“ nach Wien gebeten worden, um dort an dessen Sohne die Operation wegen Schiefhalses vorzunehmen. Er hatte gern zugesagt, denn einmal war diese Berufung ohne Zweifel sehr ehrenvoll für ihn, zum andern war es schon lange sein Wunsch gewesen, die schöne Kaiserstadt und ihre Umgebung kennenzulernen.

Nach seiner Gewohnheit reiste er in Begleitung von Frau und Kindern in einem mit zwei rüstigen Rossen bespannten bequemen sogenannten Reisewagen, auf dessen Bock sein alter zuverlässiger Kutscher und ein junger Bursch, den er einst wegen Osteomyelitis des Humerus in der Charité operiert und nach der Heilung zu seinem „Jockey“ erkoren hatte, thronten. Nur in dieser Unabhängigkeit von Post und Eisenbahn glaubte er die Schönheiten der Natur in aller Behaglichkeit genießen zu können, in dieser Art hatte er schon Hamburg, Paris und München besucht.

Am 21. August langte der berühmte Berliner Chirurg in Wien an, wo er von seinem ehemaligen Schüler Dr. GERHARD v. BREUNING freudig begrüßt wurde. Die am 23. August in Gegenwart des Hausarztes und mehrerer dazu geladener Wiener Ärzte bei dem kleinen MOSSIG vorgenommene Operation ging glatt vonstatten und führte zu dem erwünschten Erfolg.

DIEFFENBACHS Plan war es gewesen, zunächst Wien gründlich kennenzulernen und sodann Ausflüge in die schöne Umgebung der Stadt zu unternehmen. Das verflossene Semester hatte ihm vermehrte Arbeit und, wie wir wissen, allerlei Aufregungen gebracht, jetzt wollte er sich einmal, weit weg von Berlin mit seinem Hasten und Treiben, so recht erholen.

Es ist anders gekommen! BREUNING erzählt in seiner Schrift: „J. F. DIEFFENBACHS chirurgische Leistungen in Wien“: „Der Zufall gab es, daß tags darauf (nach der Operation des Kindes MOSSIG) ein Mädchen behufs Heilung des Schielens DIEFFENBACHS

operierende Hand in Anspruch nahm.“ Ob nicht BREUNING, hochbeglückt über den Aufenthalt seines verehrten Lehrers in den Mauern Wiens, selber etwas den Zufall gespielt hat?

Der überraschte DIEFFENBACH war nur auf die Operation des Torticollis eingerichtet gewesen, er hatte weiter nichts als sein Tenotom mitgebracht, das nach seiner Angabe mit Schalen versehen war, „damit man es in die Rocktasche stecken konnte.“ Aber BREUNING wußte Rat, die Geräte zur Schieloperation waren auch in Wien vorrätig, denn seit einiger Zeit wurde in der Universitäts-Augenklinik ebenfalls die STROMEYER-DIEFFENBACHsche Operation geübt. So führte denn DIEFFENBACH bereits am 25. August die Schieloperation bei jenem Mädchen aus. „Der glückliche Erfolg dieser Operation erweckte“, wie BREUNING berichtet, „nicht allein das Interesse der geachtetsten älteren und wißbegierigen jüngeren Ärzte als auch das Vertrauen der Kranken, wegen ihrer körperlichen Gebrechen DIEFFENBACH zu Rate zu ziehen.“ Noch am 25. August folgten zwei weitere Schieloperationen. Am 26. unternahm DIEFFENBACH im Wiener Allgemeinen Krankenhause auf Ansuchen des Primarwundarztes SCHUH, einem der Nachfolger RUSTS, „vor einer großen Versammlung von Doktoren und Studenten der Medizin die Operation der Lösung und Durchschneidung des inneren geraden Augapfelmuskels.“

Der Stein war ins Rollen gekommen; aus den 41 Wiener „Urlaubstagen“ vom 23. August bis zum 2. Oktober wurden im ganzen nur 5 Ruhetage, denn an 36 Tagen wurde operiert, ja, noch unmittelbar, bevor DIEFFENBACH am 2. Oktober in den Reisewagen stieg, führte er eine Schieloperation aus.

Wie wohl er sich in Wien fühlte, ersehen wir aus folgendem Brief vom 11. September:

„Heute sind es drei Wochen eines wahrhaft glücklichen Aufenthalts in dieser einzigen Stadt. Es lebt sich hier noch dreimal leichter und lustiger als in Paris. Wir alle sind von einer ungeheuren Heiterkeit durchdrungen. Wanderungen durch die volkreichen, mit den schönsten Läden gezierten Straßen, Landpartien und Gesellschaften wechseln miteinander ab. Ja, die Wiener sind ein gutes, harmloses Völkchen. Sie sind so gut zu uns und das erstreckt sich bis auf unsere Sprache, welche sie so schön wie vom Burgtheater nennen. Wir dagegen versichern, daß wir ihr Wienerisch gar lieblich finden. Sonntag früh machte ich die Operation des schiefen Halses an dem 12jährigen MOSSIG, wozu ich ein Dutzend Ärzte eingeladen hatte. Mein Assistent ist der Dr. BREUNING, früher ein treuer Anhänger in Berlin und hier praktischer Arzt. Ich stieß das

Messer in den Hals und Ruck in einer Sekunde war der starre Muskel unter der Haut durchschnitten. Die erste Operation dieser Art, welche in Wien geschehen. Niemand hatte das hier je gemacht, ich habe die Operation in Berlin über hundert Mal ausgeführt. Sie sehen also, man ist hier nicht sehr weit. Die auffallendste Operation ist an einem vor wenigen Tagen hier angelangten Ingenieuroffizier gemacht. Der junge Mann hatte die Nase verloren. Unter dem Erstaunen vieler Ärzte setzte ich ihm eine Nase an, und der Himmel ist dem Armen und mir so günstig gewesen, daß heute, am vierten Tage nach der Operation schon alle Nadeln, Nähte und Pflaster entfernt und die Nase fest sitzt. Diese Reise ist ein höchster Triumph, der um so größer ist, als die Preußen hier die verhaßteste Nation auf der Welt sind. Dies gestehen die guten Wiener ein, ja sie lieben die Franzosen im Vergleich zu uns. Ich bin jetzt das Gespräch des Tages. Was mich glücklich macht, ist nicht geschmeichelte Eitelkeit, nicht das Bewußtsein der herkulischen Überlegenheit über den ganzen hiesigen Stand, sondern das Bewußtsein, ein Plätzchen auf diesem Erdenrund zu wissen, in dem ich glücklich und zufrieden im Kreise meiner Teueren, vormittags in einer glänzenden Kaiserstadt, nachmittags in einer bezaubernden Natur, meine Tage hinbringen könnte, wenn das Vaterland fortfährt, mich auf eine so schnöde und undankbare Weise zu behandeln. Erhalte ich keine Klinik in Berlin, so gehe ich Ostern hierher als praktischer Arzt.“

Der Besuch der österreichischen Hauptstadt hat unserm DIEFFENBACH einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen, den er bis an sein Lebensende nicht wieder losgeworden ist. Nicht alle Ärzte Wiens hatten den DIEFFENBACH-Taumel mitgemacht, ablehnend verhielten sich vor allem die Vertreter der chirurgischen Fakultät JOSEF V. WATTMANN, der Leiter der Universitätsklinik und MICHAEL HAGER, Professor am Josephinum, und diese Ablehnung war wohl um so tiefer, je weniger sie sich dem genialen Berliner Chirurgen gewachsen fühlten. STROMEYER urteilt über die beiden Hauptvertreter der Wiener Chirurgie: „In geistiger Beziehung wogen sie beide ungefähr gleich schwer, beide nur auf den mechanischen Teil der Chirurgie erpicht, beide unfruchtbar und langweilig durch Mangel einer physiologischen Basis.“

Aber, ehrlich gesagt, konnte man es den ortsansässigen Chirurgen und ihrem ärztlichen Anhang verdenken, daß sie die geschäftige Tätigkeit des fremden Chirurgen unsympathisch berührte? Zwar ließ sich diesem nicht nachsagen, daß er aus Habgier so viel operierte, denn die betreffenden Kranken gehörten ja in überwiegender Mehrzahl der unbemittelten Bevölkerung an, aber eine weise Zurückhaltung hätte man von ihm, dem Gast in Wiens Mauern, wohl erwarten können. Die Verführer waren

BREUNING und sein Anhang, die DIEFFENBACH immer neue Kranke zuführten. Und wenn es etwas zu operieren gab, so ging sein Temperament mit ihm durch, er war nun einmal ein „schneidetroher“ Chirurg.

Die Quittung blieb, wie ich schon andeutete, nicht aus. Bald nach der Abreise des Berliner Chirurgen erschien in den Medizinischen Jahrbüchern des k. k. österr. Staates aus der Feder eines Dr. med. et chir. H—r. eine kurze Notiz über dessen Anwesenheit in Wien, in der an seiner operativen Tätigkeit dortselbst eine beißende Kritik geübt wurde:

„Obgleich viele unserer Ärzte, welche die edle Kunst des Heilens aus einem weit höheren Standpunkte als dem eines gemeinen Industriezweiges betrachtet wissen wollen, die Art und Weise, wie Herr D. zu Werke ging, eben nicht billigen konnten, indem er ihnen nur zu sehr das Tun und Treiben der ehemals herumziehenden Star-, Bruch- und Zahnoperateure vor Augen stellte . . .“

Und an einer anderen Stelle wird in Zweifel gezogen, ob das Benehmen des „heilkundigen Heros“ in Einklang zu bringen sei mit der Würde der Hochschule, der er angehöre.

Ich sagte oben, daß DIEFFENBACH bis an sein Lebensende die Nachwirkungen seiner ärztlichen Tätigkeit in Wien nicht verwunden habe. Hiervon zeugen die beiden folgenden Briefe aus seinem letzten Lebensjahre an den Wiener Arzt Dr. HASSINGER:

Berlin, den 8. Januar 1847.

Teurer Freund und Kollege!

Viel Glück zum neuen Jahre!

Nach langer Zeit muß ich Ihnen doch wieder ein Zeichen meines Lebens geben. Sie haben mir so viel Freundschaft erzeugt, daß ich es nicht vergessen kann und Sie stets im Herzen trage.

Wie gern hätte ich Sie wieder einmal in Wien besucht, aber die Besorgnis, durch meine Anwesenheit Kollegen unangenehm zu berühren, hat mich davon abgehalten. Freund BREUNING, welchem ich öfter geschrieben, hat mir seit langem nicht geantwortet. Schreiben Sie mir doch, was er macht, und bitte ich, mir doch einen recht langen Brief zu schicken. Und Sie desgleichen, denn Wien ist mein Eldorado, und ich möchte gern recht ausführlich davon hören.

Was soll ich Ihnen von hier sagen? Es kann Sie nichts interessieren, da Sie nicht hier gewesen sind. Alles ist beim Alten.

Herzliche Grüße, mein hochverehrter Freund, mit der Bitte, mich Ihren Lieben und allen Freunden gehorsamst zu empfehlen, zunächst auch dem guten ROSSWINKLER. An STERZ werde ich noch heute schreiben.

Mit inniger Freundschaft

Ihr ergebener

DIEFFENBACH.

Berlin, den 16. März 1847.

Teurer Freund!

Sie haben mein und der Meinigen Herz wohlgetan durch Ihren herrlichen Brief und ich danke dafür nur durch ein paar dürftige Worte. Wie KATO jede Rede mit der Sentenz schloß, Karthago muß zerstört werden — so mache ich einen Satz: ich möchte in Wien leben. Nun, es hat nicht sein sollen, es wäre für Vieles besser gewesen.

Diesen jungen Dr. RUST, einen geistvollen Veterinär, bitte ich dringend, mit Kavallerieoffizieren und auch großen ungarischen Grafen bekannt zu machen, da er die Gestüte in Ungarn sehen will. Es liegt mir viel daran, daß dieser Wunsch erfüllt wird, und ich hoffe, bei Ihnen keine Fehlbitte zu tun.

Von dem lieben Wien höre ich nichts. Die Wiener Zeitungen hatten neulich einen Artikel von mir über das Selbstfahren entlehnt; hätten sie gewußt, daß er von mir wäre, würden sie ihn nicht eingesetzt haben. Sie wissen wohl nicht, daß ich auch etwas Hippolog bin und neulich zu einem der Vorstände des Vereins für Pferdezucht erwählt.

Leben Sie wohl, mein geliebter Freund,

Von Herzen ewig

Ihr treuer Freund

DIEFFENBACH.

Mitte Oktober landete DIEFFENBACH mit seinem Reisewagen wieder in Berlin. Es vergingen noch einige wenige Wochen des Hangens und Bangens, dann erfüllte sich sein sehnlichster Wunsch, er wurde zum Nachfolger GRAEFES als „Ordentlicher Professor und Direktor des Königlichen chirurgischen Klinikums“ ernannt.

Von der Charité, die den Aufstieg des Berliner praktischen Arztes zum weltberühmten Chirurgen ermöglicht und beschirmt hatte, verabschiedete er sich mit folgendem Schreiben:

Einem hochlößlichen Curatorio der Charité- und Krankenhausangelegenheiten habe ich die Ehre, gehorsamst anzuzeigen, daß ich durch die Gnade Sr. Majestät des Königs zum Direktor des chirurgischen Universitäts-Klinikums ernannt und zugleich von meinen Verpflichtungen als Arzt an der Charité allergnädigst entbunden worden bin.

So freudig ich dieser höheren Berufung Folge leiste, so schmerzlich ist mir doch auf der andern Seite der Abschied von einer Heilanstalt, welcher ich so viele Belehrung verdanke, besonders aber von Männern, welche teils als meine Vorgesetzten, teils als meine Kollegen stets auf eine so ausgezeichnete wohlwollende Weise mir meinen Beruf so angenehm machten. Von ganzem Herzen danke ich Ihnen dafür, meine Herren.

Aber ich kann auch nicht umhin, den Herren Assistenzärzten und den jüngeren dienenden Ärzten sowie dem übrigen Personal der Charité meinen Dank auszusprechen für ihre freundliche Zuvorkommenheit

gegen mich, so daß ich versichern kann, nur höchst ungern aus dem Verhältnis zu Ihnen zu scheiden.

Ich habe die Ehre, mich mit ausgezeichneter Hochachtung zu nennen

Eines hochlöblichen Curatorium gehorsamster

Berlin, den 20. November 1840.

DIEFFENBACH.

Meine Leser werden wissen wollen, wer DIEFFENBACH als dirigierenden Arzt der chirurgischen Station der Charité, die er durch seine genialen Leistungen zu Weltruf gebracht hatte, ablöste. Es ist JOHANN CHRISTIAN JÜNGKEN gewesen.

Nun, ein chirurgisches Genie wie DIEFFENBACH wird nur alle hundert Jahre geboren, und so hätte kein Nachfolger die berühmte Station auf ihrer stolzen Höhe zu erhalten vermocht; aber es ist doch betrüblich, daß sie so an Geltung und Ansehen verlor, wie es unter dem bisherigen Leiter der Augenstation an der Charité tatsächlich der Fall gewesen ist. Wohl war JÜNGKEN als langjähriger Assistent GRAEFES durchgebildeter Chirurg, aber geleistet hat er als solcher in dem langen Zeitraum der Nachfolge DIEFFENBACHS von 1840—1868 nichts, wie er auch auf seinem eigentlichen Gebiet, dem der Augenheilkunde, von dem Sohne seines ehemaligen Chefs, von ALBRECHT V. GRAEFE, schnell überflügelt wurde. Vielleicht ist es seine maßlose Eitelkeit gewesen, die seine guten Anlagen nicht zur Entfaltung kommen ließ.

ERNST KÜSTER, der im Jahre 1863 die chirurgische Klinik bei JÜNGKEN belegt hatte, wußte mir folgendes Stückchen von diesem seinem Lehrer zu erzählen: JÜNGKEN doziert über das Krankheitsbild der Skrofulose, bei der zwei Formen, die pastöse und die erethische, zu unterscheiden seien; bei der ersteren Form hätten die betreffenden Kranken ein gedunsenes Gesicht, einen dicken Hals, von geschwollenen Lymphdrüsen herrührend, einen blöden Gesichtsausdruck, bei der letzteren eine blasse, zarte Haut, feine Gesichtszüge, wie die Kranken dieser Form überhaupt gewöhnlich über den Durchschnitt intelligent und vielseitig begabt seien. Und dann, sich in Positur setzend — KARL LUDWIG SCHLEICH würde sagen: „sich in die Hoheitslordose werfend“ —, habe der eitle Mann hinzugefügt: „Ich, meine Herren, habe in meiner Jugend die erethische Form der Skrofulose gehabt.“

Eine weitere ergötzliche Probe JÜNGKENScher Eitelkeit berichtet SCHEIBE in seiner Geschichte der Charité: Im Jahre 1858 wurde MARTIN als Professor der Geburtshilfe von Jena nach Berlin an die Charité berufen und ihm dabei der Auftrag erteilt,

„eine sogenannte gynäkologische Klinik einzurichten.“ JÜNGKEN mußte, sehr gegen seinen Willen, 30 Betten seiner chirurgischen Station hierfür abtreten. Als nun MARTIN die erste gynäkologische Operation ausführen wollte und dazu in Ermangelung eigener Instrumente solche der chirurgischen Station benötigte, verweigerte JÜNGKEN die Überlassung derselben, da nur ihm als erstem Wundarzt das Recht zustünde, in der Charité Operationen auszuführen. Der Minister schlichtete auf die Beschwerde MARTINS hin diesen unerquicklichen Kompetenzstreit schließlich mit folgendem salomonischen Urteil: „Der Professor MARTIN ist berechtigt, alle chirurgischen Operationen an den Sexualorganen selbst auszuführen oder durch den jedesmaligen Assistenten ausführen zu lassen mit der Maßgabe, daß er bei den Operationen an den Brüsten der auf seiner Klinik befindlichen Kranken mit dem Dirigenten der chirurgischen Station alterniert.“

Zum Schluß dieses Abschnittes gebe ich eine Zusammenstellung der äußeren Ehren, die DIEFFENBACH in den 12 Jahren seines Wirkens an der Charité, in die er dereinst mit dem schlichten Dokortitel eingezogen war, eingeheimst hat:

Ritter des Kgl. preuß. Roten Adlerordens III. Kl. mit der Schleife, des Kaiserl. russischen Wladimir-Ordens IV. Kl., des Kgl. schwedisch. Vasa-Ordens, des Großherzogl. badischen Ordens vom Zähringer Löwen II. Kl. und des Großherzl. Hessischen- und bei Rhein Ludwig-Ordens, Kgl. preuß. Geh. Medizinalrat, Prof. d. Heilkunde a. d. Friedr. Wilh. Universität, Dir. Arzt am Charité-Krankenhaus, Direktor der Krankenwärterschule (Dr. med. et chir., prakt. Arzt und Operateur), Membre de l'Académie de médecine zu Paris, des Badischen Vereins f. gerichtliche Medizin sowie der Medizinisch-naturwissenschaftl. Gesellschaften zu Berlin, Bonn, Brüssel, Kopenhagen, Dresden, Erlangen, Florenz, Halle, Hanau, Heidelberg, Jassy, Leipzig, London, Straßburg, Würzburg und Zürich, des Apothekervereins des nördlichen Deutschlands Mitglieder, Ehrenmitglieder und Korrespondenten.

Als Direktor des Königl. chirurgischen Klinikums

Das Kgl. chirurgisch-ophthalmiatriische Klinikum in der Ziegelstraße 5/6 konnte sich in baulicher Beziehung auch nicht annähernd mit dem Charité-Krankenhaus messen, denn dieses war von vornherein für die Aufgaben und Zwecke einer Kranken-

anstalt errichtet, jenes aus dem Umbau eines ehemaligen Fabrikgebäudes entstanden. Neu war lediglich der Anbau für das amphitheatralisch angelegte Auditorium mit etwa 200 Plätzen, in dem sowohl die klinischen wie auch die poliklinischen Übungen abgehalten wurden. Grundrisse der Anstalt sind nicht mehr vorhanden, ich fand aber in WOLLHEIMS Medizinischer Topographie und Statistik Berlins vom Jahre 1844 folgende eingehende Beschreibung derselben:



Abb. 13. Das Königl. chirurgische Klinikum in der Ziegelstraße

„Das Lokal besteht aus 12 Krankenstuben und 4 Augenkrankenstuben, die zusammen 40 Betten enthalten, davon 7 für Kranke I. Klasse, 9 für Kranke II. Klasse, einem Delirantenzimmer, einem Wachsaal, einer Badestube, einem Elektrisierzimmer und den Wohnungen für das Beamtenpersonal. Dazu gehört das klinische Auditorium, welches sich durch seine neuerdings restaurierte elegante Einrichtung auszeichnet, das Instrumenten-Kabinett, in welchem die auserlesenste und reichhaltigste Sammlung, die Berlin aufzuweisen hat, bewahrt wird und Instrumente aller Art, größtenteils in England und Frankreich angefertigt und im Werte von ungefähr 20000 Talern enthalten sind, ferner die Bandagenkammer, eine kleine Bibliothek, das Dampfbad. Hinter dem Gebäude liegt am Strom (Spree) ein etwas verwahrloster Gartenplan, auf welchem sich auch das Obduktionshaus befindet. (Eine Vergrößerung der Anstalt steht bevor, da es sich oft ereignet, daß die Zahl der Betten dem Andrang nicht genügt.) Zu bemerken ist noch die dieses Institut vorteilhaft auszeichnende Einrichtung der Luftzüge in den Decken und Fußböden der Krankenstuben sowie die dreifachen Zugvorhänge in den Zimmern der Augenkranken, welche Vorkehrung eine sukzessive Steigerung des Lichteinfalls möglich macht.“



Joh. Friedr. Kienbock

Abb. 14. Nach Biows Daguerreotyp gez. v. HELLWIG. Lith. v. C. FISCHER

Man könnte annehmen, daß DIEFFENBACH sich noch oft nach den schönen Krankenräumen der Charité zurückgesehnt habe; das war jedoch nicht der Fall, denn in einer Beziehung war die neue Arbeitsstätte der alten unendlich überlegen, sie war frei von dem scheußlichen Hospitalbrand, der ihm dort so manchen Erfolg vereitelt, so manchen Kranken dahingerafft hatte. Dagegen wird er sich zurückgesehnt haben nach den peinlich sorgfältigen Obduktionen, die sein Freund ROBERT FRORIEP als Prosektor an der Charité ausführte. Hier mußten seine beiden Assistenten diesen wichtigen Dienst übernehmen. Die extirpierten Geschwülste wurden regelmäßig zur mikroskopischen Untersuchung JOHANNES MÜLLER überwiesen, und als dieser über seiner Physiologie das Interesse für die pathologische Anatomie einigermaßen verloren hatte, wurde der Anatom und Physiologe GUSTAV SIMON mit dieser Aufgabe betraut; ihn löste dann der eben aufgehende Stern erster Größe RUDOLF VIRCHOW ab, der 1846, erst 25 Jahre alt, als „Interimistischer Prosektor“ der Nachfolger FRORIEPS geworden war.

In dem genannten Werke WOLLHEIMS befindet sich auch eine Statistik über den Betrieb des Klinikums, die sich leider nicht über ein volles Jahr, sondern nur über 8 Monate, vom 1. Januar bis zum 1. September 1841 erstreckt. Danach wurden in diesem Zeitraum stationär 204 Kranke (29 Kranke I., 85 II. und 90 III. Klasse) behandelt. Die Zahl der poliklinischen Fälle betrug 988. Während dieser 8 Monate wurden in der Klinik 323 Operationen ausgeführt, und zwar 160 vom Direktor, 67 von den beiden Assistenzärzten und 96 von den Praktikanten. Noch mehr als unter GRAEFE wurde die Klinik in der Ziegelstraße jetzt ein Anziehungspunkt für „ausländische“ Studenten — zu denen damals auch die deutschen Studenten zählten, die nicht preußischer Staatsangehörigkeit waren —, und für Ärzte und Chirurgen aller Herren Länder, weil hier die Hauptpflegestätte der modernen, d. h. der plastischen und orthopädischen Chirurgie war. Die Augenheilkunde trat unter dem neuen Direktor der Klinik mehr und mehr in den Hintergrund, hier beherrschte JÜNGKEN das Feld.

JOHANN FRIEDRICH DIEFFENBACH stand nunmehr auf der Höhe seines Ruhmes; mit dem Physiologen JOHANNES MÜLLER und dem innern Kliniker JOHANN LUKAS SCHÖNLEIN bildete er das berühmte Dreigestirn der Berliner medizinischen Fakultät.

Es dürfte jetzt an der Zeit sein, wieder einmal einen Blick auf das Privatleben des großen Chirurgen zu werfen. Die Ehe mit seiner zweiten Frau, die alle Tugenden einer Arztgattin besessen zu haben scheint, war überaus glücklich und harmonisch. Die drei Kinder, FRIDA, SOPHIE und ALEXANDER, wuchsen unter der treuesten Elternliebe auf. Bei Krankheiten in der Familie mußte Freund BAREZ einspringen, da der Gatte und Vater die Ausübung ärztlicher Tätigkeit bei den Seinen ablehnte. Die Kinder erhielten die beste Schulbildung, im Französischen überragten sie die meisten ihrer Mitschüler, weil im Elternhause die französische Sprache eifrig gepflegt wurde. Daß DIEFFENBACH, der sich selber allen Leibesübungen mit Feuereifer hingeeben hatte, auf die körperliche Ertüchtigung und Abhärtung bei seinen Kindern sorgfältig bedacht war, versteht sich von selbst; im Turnen, Schwimmen, Reiten und Fechten ließ er sie unterrichten. Überaus schmerzlich war es ihm, daß seine besetzte Zeit ihm nicht gestattete, gemeinsam mit den Kindern Sport zu treiben. Hin und wieder glückte es ihm zur Winterszeit, ein Stündchen für die Eisbahn zum Jubel seiner Kinder freizumachen; dann gewann er schnell seine alte Sicherheit im Kunstlauf wieder, und die staunenden Berliner sagten wohl: „Er ist doch ein Tausendsassa, unser DIEFFENBACH!“

Und nun wollen wir einmal den Tageslauf DIEFFENBACHS verfolgen: Des Morgens pünktlich neun Uhr stand sein allen Berlinern bekanntes elegantes Gespann vor der Tür, und der vorbildliche Pferdehalter ließ Kutscher und Pferde nicht warten, er schwang sich auf den Bock, ergriff die Zügel, und im scharfen Trabe wurde die Stadtpraxis „abgefahren“. Hierbei wäre zu bemerken, daß sich Berlin in den 17 Jahren, die seit der Niederlassung DIEFFENBACHS verflossen waren, erheblich ausgedehnt hatte, entsprechend der Vergrößerung seiner Einwohnerzahl von 200 000 auf 300 000. N. B. war die Zahl der approbierten Ärzte von 160 auf 260 gestiegen, und rechnet man 18 Zivil-Wundärzte I. Kl., 46 zur Praxis berechnete Militärärzte und 60 Wundärzte II. Kl. hinzu, so ist es nicht zu verwundern, daß auch schon damals von einem „Überfluß an ärztlichem Personal“ in Berlin gesprochen wurde.

Ein ärztliches Spezialistentum in unserem heutigen Sinne gab es damals noch nicht, und auch unser DIEFFENBACH hat nicht ausschließlich chirurgische Praxis betrieben, nur geburtshilfliche

Tätigkeit lehnte er grundsätzlich ab. Und keineswegs war er nur der Arzt der „Oberen Zehntausend“, sondern mit ausgesprochener Vorliebe stand er auch der weniger begüterten Bevölkerung zur Verfügung. In der Stadtpraxis wurden kleine und mittlere Operationen ausgeführt, wobei DIEFFENBACHS „Rechte Hand“, der Zivil-Wundarzt I. Kl. HILDEBRANDT, die nötigen Vorkehrungen in den Wohnungen der Kranken traf und bei den Operationen assistierte.

Die Erledigung der Stadtpraxis nahm für gewöhnlich gute drei Stunden in Anspruch, dann ging es in Eile nach der Ziegelstraße 5/6, wo das Gespann entlassen wurde. Hier machte der „Herr Direktor“ Krankenvisite und nahm diejenigen Operationen vor, die sich aus diesem oder jenem Grunde für den klinischen Unterricht nicht eigneten. Die Klinik begann um 2 Uhr und dauerte eine Stunde, danach begab sich DIEFFENBACH zu Fuß nach seiner Wohnung „Am Zeughaus Nr. 2“ — bei dem schnellen Gang, der ihm eigen war, ein Weg von kaum 10 Minuten — und nahm hier ein einfaches, aber kräftiges Mittagsmahl ein. Ohne sich eine Ruhepause nach dem Essen zu gönnen, begann er mit der Abhaltung der Sprechstunde, die sich, wie ROHLFS berichtet, oft bis in den Abend hinzog. Danach mußte noch dieser oder jener wichtige Besuch gemacht, hin und wieder auch eine dringliche Operation ausgeführt werden,

so daß der Vielbeschäftigte erst gegen neun Uhr das Abendbrot einnehmen konnte, und erst dann gönnte er sich einige Ruhe im Kreise seiner Familie. „Nachts von 11 bis 2, oft noch später“ brachte DIEFFENBACH, wie BAUM uns berichtet, am Schreibtisch zu, so daß für den Schlaf höchstens 6 Stunden übrigblieben.

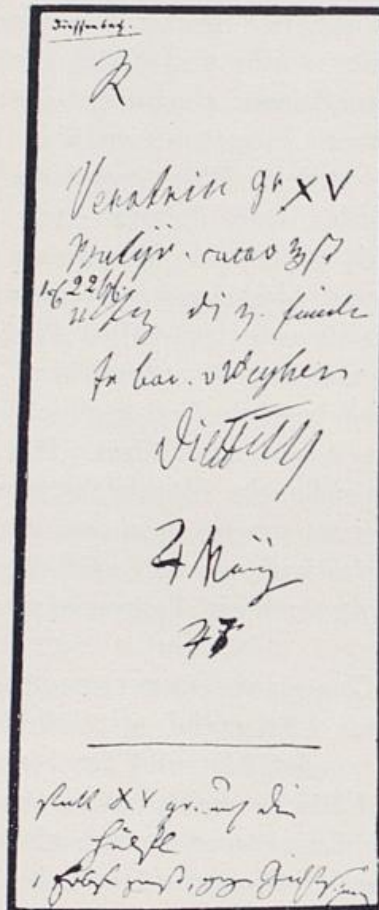


Abb. 15. Ein von DIEFFENBACH dem Baron von WEYHERN wegen Gichtschmerzen verschriebenes Rezept. Im Besitz der preuß. Staatsbibliothek

„Diese enormen Ansprüche“, — so schreibt ROHLFS — „die an DIEFFENBACH gemacht wurden, verliehen seinem Wesen eine große Raschheit. Er war ein Feind aller Umstände und Redensarten. Freundlich und liebevoll gegen die ärmsten Leute, konnte er gegen prätentiose Patienten gerade das Gegenteil sein.“ Bei seinem gestählten Körper — „unter den Berliner Schlemmern lebte er auf das mäßigste, er trank fast gar nichts und aß auffallend wenig“ (BAUM) — hielten DIEFFENBACHS Nerven diesen „enormen Ansprüchen“ im allgemeinen stand, gelegentlich gingen sie aber doch mit ihm durch, und von einem solchen Fall, der seinerzeit weit über Berlin hinaus Aufsehen erregt hat und leicht zu unabsehbaren Folgen hätte führen können, will ich jetzt erzählen. Eines Sonntagvormittags fuhr DIEFFENBACH, zu einem Kranken mit Brucheinklemmung dringlichst gerufen, an der Neuen Kirche zur Zeit des Gottesdienstes im Trabe vorbei, trotzdem aus Rücksicht auf diesen Schrittfahren polizeilich geboten war. Der diensttuende Gendarm fiel den Pferden in die Zügel, und DIEFFENBACH „erhob die Peitsche“, so drückt sich ROHLFS aus, mein Bromberger Patient aber wußte nach der Erzählung seines Vaters zu berichten, daß es nicht beim „Erheben“ der Peitsche geblieben sei. Auf die Anzeige des Gendarms kam es zu einem Strafverfahren gegen DIEFFENBACH, und der berühmte Chirurg, der Stolz der Berliner, wurde — *il y a des juges à Berlin* — zu 4 Wochen Gefängnis verurteilt. FRIEDRICH WILHELM IV., der von dieser hochnotpeinlichen Affäre in Kenntnis gesetzt worden war, erwartete von dem Delinquenten die Einreichung eines Gnadengesuches. Aber da konnte er bei FRITZING DIEFFENBACH lange warten! So wandte sich der wohlwollende König an ALEXANDER VON HUMBOLDT, den Freund und Gönner DIEFFENBACHS, und ließ dem Verstockten nahelegen, ein Gnadengesuch einzureichen, um Schlimmes abzuwenden. Auch das hatte nur einen halben Erfolg, denn der arge Sünder schwang sich lediglich zu einem ehrerbietigen Brief an den König auf, in dem er darlegte, daß er die polizeiliche Anordnung deshalb überschritten habe, weil er zu einem Schwerkranken gerufen worden sei; er werde seine Strafe absitzen und danach Berlin verlassen. (Er hatte Stockholm in Aussicht genommen, da ihm sein geliebtes Wien verschlossen war.) Der König hob auf dem Gnadenwege die Bestrafung DIEFFENBACHS auf, hat ihm jedoch seine „Halsstarrigkeit vor Königsthronen“ nie ganz verzeihen können.

Ich will gleich im Anschluß hieran noch eine zweite unangenehme Affäre mitteilen, wie nämlich unserm DIEFFENBACH eine überaus schwere Kränkung, eine Prellerei zugefügt worden ist von einer Seite, von der es am allerwenigsten zu erwarten stand, eine Prellerei, die er nie ganz überwunden hat und die vielleicht der Nagel zu seinem Sarge geworden ist. Im Sommer des Jahres 1843 wurde „der eifrige Partisan“ STROMEYERS an den Zarenhof nach St. Petersburg berufen, um bei dem jungen Herzog von Leuchtenberg, einem Enkel des Zaren Nikolaus, eine Klumpfußbehandlung durchzuführen. DIEFFENBACH richtete sich aus Gründen der zeitraubenden Nachbehandlung der Tenotomie auf eine mehrmonatige Abwesenheit von Berlin ein, er nahm von seinem Ministerium Urlaub, übergab ANGELSTEIN die Vertretung in der Klinik und fuhr am 18. Juli im eigenen Reisewagen von Berlin ab. Das nächste Ziel war Königsberg, Entfernung „80 Meilen“.

Welche Flut von Erinnerungen aller Art mag auf DIEFFENBACH eingestürmt sein, als er nach 23 Jahren seine Vaterstadt, sein liebes altes Königsberg, wieder betrat! Hier hatte er sich der Medizin hingegeben — *Medicinae me dedi* —, hier hatte er die Grundlagen seines ärztlichen Wissens als Schüler des Anatomen und Physiologen BURDACH erworben, des verehrungswürdigen Mannes, der ihm inzwischen zum Freunde geworden war und den er als rüstigen Greis wiedersehen sollte, hier hatte er sich seine ersten Sporen durch Selbstversuche mit der Überpflanzung von Haaren verdient, hier hatte er, der Sportgeübte, als mittelloser Student zur Ertüchtigung der Königsberger Jugend „Die Große Schwimmschule“ begründet, von deren Bestehen und Gedeihen er sich durch Augenschein würde überzeugen können, hier hatte ihn, den alten Freiheitskämpfer, eine weitere Gründung, die Burschenschaft, ebenfalls einem edlen Motiv, „dem Gedanken der werdenden Einheit des deutschen Volkes“ entsprungen, in Not und Verzweiflung gestürzt, hier war er in Liebe entbrannt gewesen zu der armen JOHANNA MOTHERBY, der er der Lebensgefährte doch nicht hatte werden können, den ihr „unruhiges, begehrlisches Herz“ suchte.

Die vier Tage, die DIEFFENBACH für den Aufenthalt in Königsberg angesetzt hatte, sind gewiß recht unruhig und anstrengend gewesen. Alle Königsberger wollten den berühmten Sohn ihrer Stadt sehen und etwas von ihm haben, voran die

jungen Mediziner. Und die trafen es am besten, denn er machte ihnen in der Chirurgischen Klinik, der „Eiterbeule“, wie sie die Spötter nannten, eine Operation vor. Mein alter Kollege WILDE schrieb mir darüber als Augenzeuge:

„DIEFFENBACH wurde selbstverständlich in die Klinik eingeladen, wo er sich auch ohne weiteres zu einer Leistung, an welche sich der damalige, ziemlich befangene Chef¹⁾ nicht gern wagen mochte, bestimmen ließ. Es handelte sich um die Exstirpation eines recht großen am Knochen festsitzenden Sarkoms des Gaumens. DIEFFENBACH führte die Operation denn auch mit Eleganz und Schnelligkeit, unbeirrt durch die recht starke Blutung, durch.“

Dann ging die Reise weiter nach der Zarenstadt, Sand und Kiefern, Kiefern und Sand. Aber es lockte Ehre und Lohn!

Die Operation bei dem Zarenenkel verlief gut, und nach einer Nachbehandlung von mehr als zwei Monaten, die DIEFFENBACH nebenher Zeit genug ließ, um Petersburg und seine Umgebung zu genießen und den Umgang mit seinem ehemaligen Lehrer VON BAER zu pflegen, stand der kleine prinzliche Krüppel auf geraden Füßen. In der Abschiedsaudienz erhielt der berühmte Berliner Operateur vom Zaren den St. Annen-Orden und eine wertvolle Tabaksdose als persönliches Geschenk, — das Honorar für die Behandlung des Enkels und eine Entschädigung für die aufgeopferte Zeit blieb aus. Es ist nie geklärt worden, wie solches möglich gewesen ist. Der Zar NIKOLAUS soll angenommen haben, sein Schwiegersohn, der Herzog VON LEUCHTENBERG, würde das Honorar entrichten, während dieser wieder damit gerechnet haben soll, daß sein reicher Schwiegervater in den Beutel greifen würde. Andererseits hieß es, der Zar habe ein Honorar von 40000 Rubel angewiesen, jedoch der Hausminister habe diese Summe, die ein Vermögen repräsentierte, „versehentlich“ in seine eigene Tasche wandern lassen. DIEFFENBACH hat später die Gelegenheit der Anwesenheit des Vaters seines ehemaligen Kranken in Berlin dazu benutzt, diesen in einem Briefe über die ihm widerfahrene Behandlung aufzuklären. Ohne Erfolg! Auch DIEFFENBACHS Witwe ist wegen des rückständigen Honorars bei dem Minister des russischen Hauses, dem Grafen WALKONSKY, vorstellig geworden. Die ablehnende Antwort lautete: „Sa Majesté Impériale n'a pas jugé convenable d'accéder à cette demande par la raison, que monsieur DIEFFENBACH a été suffisamment récompensé par ses sorts.“

¹⁾ Prof. SEERIG.

Wenn ich oben der Vermutung Ausdruck gab, daß diese Petersburger Kränkung der Nagel zum Sarge für DIEFFENBACH geworden ist, so darf das nicht so aufgefaßt werden, als ob er den Geldverlust nicht habe verschmerzen können. „Geldinteresse hatte er gar nicht, er kannte den Wert des Geldes nicht,“ so urteilt BAUM über seinen Freund. Wenn DIEFFENBACH auch kein reicher Mann war, so hatte er seine Familie sichergestellt und konnte schließlich auch ein fürstliches Honorar verschmerzen. Gewiß hat er oft geklagt: „Hunderttausende habe ich umsonst behandelt, operiert und geheilt, daß ich aber einem Enkel des Kaisers NIKOLAUS umsonst drei Monate meines Wirkens opfern sollte, für umsonst, ist doch entsetzlich“; was er aber nicht verwinden konnte, das war die Kränkung, die schamlose Prellerei, die ihm angetan worden war, und das konnte schon an ihm nagen oder, medizinisch ausgedrückt, den Prozeß der Arterienverkalkung beschleunigen, wenn nicht gar ihn auslösen.

Auf DIEFFENBACHS Besuchen der beiden Kaiserresidenzen Wien und Petersburg hat also kein Segen geruht. Standen sie in einer Relation zueinander? Der von Schuld und Sühne?

Fragen wir nun nach den wissenschaftlichen Leistungen DIEFFENBACHS in seiner letzten Schaffensperiode, so wäre zu berichten, daß er in den Jahren 1841 und 1846 mit zwei neuen Ideen hervorgetreten ist, der Heilung des Stotterns durch die Durchschneidung der Zungenwurzel mit oder ohne Exzision eines keilförmigen Stückes aus derselben und der Heilung des falschen Gelenkes „durch subkutane Durchbohrung der überknorpelten Knochenenden und Einführung von Elfenbeinzapfen in die Bohrkanaäle.“ Erstere hat sich als absoluter Fehlschlag erwiesen, da die Hoffnung, daß „die Unterbrechung der Nervenleitung eine Umstimmung des abnormen Nerveneinflusses herbeiführen würde,“ trog; letztere bewährte sich, geriet aber nach dem Tode des Autors in Vergessenheit und ist erst in jüngster Zeit neu entdeckt und wieder zu Ehren gebracht worden.

Für den chirurgischen Schriftsteller DIEFFENBACH bedeutet die Zeit seiner Tätigkeit als Direktor des Kgl. Klinikums den Höhepunkt seines Schaffens, verfaßte er doch während derselben sein „chirurgisches Testament“, das berühmte zweibändige Werk „Die Operative Chirurgie“, dessen erster Band im Jahre 1845 erschien. Das ehrwürdige Manuskript desselben befindet sich im Besitz der Bibliothek der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, was nur wenigen Chirurgen bekannt sein dürfte.

Neben seiner angestrengten schriftstellerischen Tätigkeit plante der Rastlose noch die Begründung einer „Periodischen Zeitschrift“, für die er in erster Linie seinen Freund STROMEYER, damals Ordinarius der Chirurgie in Freiburg, ferner BUROW in Königsberg und andere zu gewinnen suchte. Dieser Plan ist wohl hauptsächlich an dem ablehnenden Verhalten Freund STROMEYERS gescheitert.

„DIEFFENBACH versuchte lange, mich als Mitarbeiter einer Zeitschrift für Chirurgie zu beteiligen; ich hatte gar keine Neigung hierzu, zum Journalisten war ich viel zu schwerfällig. DIEFFENBACHS Briefe waren auch nicht dazu angetan, mir Lust zu machen. Er ärgerte sich über vieles, was mich kalt ließ, weil ich nicht daran dachte, es beantworten zu müssen; er war leicht beleidigt, aber auch leicht wieder versöhnt. Ich suchte ihn immer friedlich zu stimmen, deshalb waren ihm meine Briefe angenehm; er mahnte immer, wenn ich lange nicht geschrieben hatte.“

DIEFFENBACHS ganzes Sorgen und Sehnen galt nun der Fertigstellung des zweiten Bandes seines Werkes. Dem stellten sich Hemmnisse in den Weg. Das neue Jahr 1846 brachte ihm eine schwere Erkrankung, über die ich Näheres nicht ausfindig machen konnte, es muß aber, wie aus einer Mitteilung STROMEYERS hervorgeht, ernst um ihn gestanden haben.

„Ein teures Angedenken an DIEFFENBACH ist mir ein ganz kurzer Brief vom 23. März 1846. Er fühlt sich so krank, daß er seinen baldigen Tod erwartet, dankt mir für meine unendliche und unermüdliche Freundschaft und bittet mich, als seinen wahrscheinlichen Nachfolger, mich seiner Frau und Kinder anzunehmen.“

Der schwarze Schatten ging vorüber, DIEFFENBACH genas, und noch in demselben Jahre bereicherte er die chirurgische Kunst mit seiner genialen Behandlungsmethode der Pseudarthrose.

Auch in das Jahr 1847, das sein Todesjahr werden sollte, ging der erst Fünfundfünfzigjährige mit voller körperlicher und geistiger Frische hinein, hatte er doch sogar Stimmung für die Abfassung jenes Zeitungsartikels „Über das Selbstfahren“, auf den ich schon bei einer früheren Gelegenheit hingewiesen habe. Aber der Fertigstellung des zweiten Bandes stellte sich ein neues Hindernis dadurch entgegen, daß JACKSONS Entdeckung den führenden deutschen Chirurgen dazu zwang, die Äthernarkose einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, deren Niederschlag dann die „noch mit der Glut der Jugend“ geschriebene Abhandlung „Der Äther gegen den Schmerz“ wurde.

Diese Abhandlung ist der „Schwanengesang“ des berühmten Mannes geworden, sie ist ein Kabinetstück in Darstellung und

Ausdrucksweise, der DIEFFENBACHSche Stil zeigt sich noch einmal in hellstem Glanze und erhebt sich vielfach zu poetischem Schwunge.

Der zweite Band ist ein volles Jahr nach dem Tode des Verfassers von seinem Neffen Dr. JULIUS BÜHRING herausgegeben worden, „nach einem gewiß längeren Zeitraum als er selbst für die Vollendung seines Werkes bestimmt hatte.“ Es fehlt nur das Kapitel über den Steinschnitt und die Lithotripsis.

„Durch die letzten Monate des Lebens unseres Verfassers“ — so heißt es in der Vorrede BÜHRINGS — „zieht sich eine merkwürdige Todesvorahnung, obgleich er, wie er selbst sagte, sich lange nicht so kräftig gefühlt habe als gerade in dieser Zeit; seine größte Sorge in dieser häufig wiederkehrenden Gemütsstimmung war sein Buch, und oft äußerte er dann zu den Seinigen: „Ich erlebe es doch nicht, daß es fertig wird.“ Aber die Stimmung wechselte, und gelegentlich brach das alte Vertrauen zu seinem kräftigen Körper und die alte Lebens- und Schaffensfreudigkeit wieder durch. Hiervon kündet sein Schreiben vom 19. Oktober 1847, dem Tage seines 25jährigen Doktorjubiläums, verfaßt in Potsdam, wohin er sich mit seiner Familie, um Gratulationen aus dem Wege zu gehen, zurückgezogen hatte.

Es ist wohl möglich, daß einigen meiner Freunde nicht entgangen ist, daß ich heut' vor 25 Jahren promoviert habe. Nun besorge ich, sie könnten von diesem Tage eine Art Aufhebens bei meinen Bekannten machen und etwas veranlassen, wodurch ich mit meinen Empfindungen gewissermaßen in die Enge getrieben würde. Von je an ist es mir ein peinlicher Gedanke gewesen, der Löwe einer Feierlichkeit, ein begratulierter Zweckesser zu sein. Ich ließe mich heute lieber etwas operieren, als mich von den besten und edelsten Menschen beglückwünschen. Das ist nicht bloße Demut, sondern auch eine Art von Sehnsucht nach stiller Einsamkeit an diesem ganz allein für mich wichtigen Tage. Mir sind die 25 Jahre, welche ich für kranke Menschen in meinem Beruf gelebt habe, so schnell und befriedigend verstrichen, als wären es nur 25 Wochen, und ich fühle mich durch das bewegte und erschütternde Leben, in dem ich so viele Schmerzen sah, weder an Geist noch an Körper abgemattet, und es ist mir, als hätten die vielen Kranken, unter denen ich gelebt, mich so gestählt und gestärkt, daß ich auf noch 25 Jahre kontrahiere.

Wenn also heut' am 19. Oktober einige Freunde und Bekannte sowie andere gute Menschen meiner gedenken, weil sie gehört haben, daß mir heut vor 25 Jahren von dem lieben herrlichen, seligen d'OUTREPONT der Doktorhut auf den Kopf gesetzt sei, so will ich dies freundliche Andenken in aller Stille und Einsamkeit genießen. Ich will Ihnen nicht allein dafür danken, sondern auch für alles das Gute und Liebe, welches sie mir erzeigten und wodurch sie mir zur Erreichung meines Lebenszweckes förderlich waren.

JOH. FRIEDR. DIEFFENBACH.

Du glücklicher DIEFFENBACH! So gestärkt und gestählt fühltest Du Dich, so hoffnungsfroh warst Du an jenem 19. Oktober Deines Todesjahres, daß Du auf neue 25 Jahre kontrahiertest. Du ahntest nicht, daß Freund Hein, den Du so oft mit Deiner ärztlichen Kunst vom Krankenbett und Operationstisch verscheuchtest, mit schon erhobener Hand hinter Dir stand. Und über ein kleines wird er Dich auf Geheiß des Herrn über Leben und Tod berühren, so sanft berühren, daß Dein oftmals geäußelter Wunsch: „Nur nicht sterben, das ist ein qualvoller Kampf; aber der Tod ist schön“ in Erfüllung gehen soll.

Das Ende

Der 11. November wurde DIEFFENBACHS Todestag, und „über des Außerordentlichen außerordentliches Ende“ soll uns ein Augenzeuge, der junge Berliner Arzt DE LA PIERRE berichten:

„Schon den Dank von drei Operierten im Herzen, trat DIEFFENBACH am 11. November mittags 2 Uhr, freundlich und froh wie er war, in die Säle seiner Klinik, um die Kranken zu begrüßen, die in banger Angst und fester Hoffnung seiner harrten. Unter diesen war auch ein greiser Prediger, der in Ehrfurcht sein Haupt beugte vor dem Manne, dessen glückliche Hand ihm durch Befreiung von einem bösartigen Übel den Lebensabend zu einem glücklichen machen sollte. DIEFFENBACH sprach ihm Mut ein, und der Greis wartete gestärkt auf den Augenblick, wo man ihn in den Operationssaal rufen würde. Die Vorlesung begann bei der gespanntesten Aufmerksamkeit zahlreicher Zuhörer mit dem Vorstellen eines zwei Tage zuvor operierten jungen Mannes, dessen Leben, ernst bedroht durch eine Blutadergeschwulst, DIEFFENBACH mit glücklichem sichern Griffen dem Tode entrissen hatte. In die Freude über den besten Erfolg der Operation stimmte das volle Auditorium ein und lauschte alsdann seinem Vortrage über Vorkommen und Gefährlichkeit des genannten Leidens. Das Wichtigste war erörtert, da tritt DIEFFENBACH heran zum Kranken, nimmt beglückwünschend seine Hand und fordert die Ärzte der Anstalt auf, mit der Nachbehandlung wie bisher fortzufahren. Bei seinem letzten Worte: „Wir machen die Umschläge weiter“, setzte er sich, und es wird ein Zeichen gegeben, das Bett hinauszutragen, damit der Prediger auf der Stelle operiert würde. Dieser tritt, das Auge in Furcht und Vertrauen auf DIEFFENBACH gerichtet, in den Saal, alle Zuhörer sind gespannt auf die Worte, mit denen DIEFFENBACH, wie er pflegte, die Operation einleiten würde. Doch die gespannteste Aufmerksamkeit verwandelt sich plötzlich in das furchtbarste Entsetzen. DIEFFENBACH ist tot. Ernst und kalt sind seine Züge, das edle Haupt liegt schwer auf den Schultern eines neben ihm sitzenden fremden Arztes. Die Nächsten springen hinzu, um durch Lösung des Anzugs die vermeintliche Ohnmacht vorüberzuführen. In demselben Augenblicke

sind die Kleider von seinen Armen gerissen, nein, es ist keine Ohnmacht; zwei Lanzetten dringen in seine Adern, und es fließt das Blut nicht mehr! Jetzt stürzt alles von den Sitzen herbei mit dem Schmerzensruf: „Er ist tot!“ In einem Augenblick liegt er entblößt in den Armen seiner Schüler und alles drängt sich um ihn. Glühender Siegellack wird auf seine Brust geträufelt, sie reiben, sie bürsten in krampfhafter Verzweiflung den geliebten Lehrer. Blutig werden seine Glieder, kaltes Wasser wird auf die Herzgrube gespritzt, mit einer Feder der Kehlkopf gereizt, Äther wird vorgehalten, Äther auf die Brust gegossen, alles, alles ist vergebens. Jetzt klammert sich der letzte Gedanke der hinsterbenden Hoffnung an ein heißes Bad. Im Nu haben seine Schüler Wasser und eine Wanne herbeigetragen, der teure Leib wird schnell hineingesenkt, man bürstet, man reibt ihn aufs neue; kein Lebenszeichen mehr, kein Atemzug, kein Zucken — er ist dahin. Vor 20 Minuten trat er mit freundlichem Gruß vor seine harrenden Schüler. In Entsetzen und hilflos hatte der greise Priester das Auditorium verlassen, und wir trugen verwaist die Leiche des Geliebten aus dem Saal.“

In dem Bericht DE LA PIERRES lasen wir soeben die wehmutsvollen Worte: „Das edle Haupt liegt schwer auf der Schulter eines neben ihm sitzenden fremden Arztes“, und ich bin nun auch in der Lage, diesen Kronzeugen der Katastrophe, die sich an jenem 11. November des Jahres 1847 dort in dem Auditorium des Kgl. chirurg. Klinikums vollzog, zu benennen und auch seine Schilderung der letzten Augenblicke DIEFFENBACHS hier anzufügen.

„Doktor CONTOUR aus Paris,“ — so heißt es in den im Besitz der preußischen Staatsbibliothek befindlichen Aufzeichnungen VARNHAGEN VON ENSES — „von der französischen Regierung nach Rußland geschickt, um die Cholera zu studieren, sprach hier bei DIEFFENBACH an, der ihn auf's beste empfing und ihm die erwünschten Nachweisungen und Ratschläge gab, auch ihn einlud, den klinischen Arbeiten in seinem Klinikum (Ziegelstr.) beizuwohnen. Das geschah. DIEFFENBACH hatte eben eine kleine Operation ausgeführt und den Zuhörern erklärt, und in Erwartung eines andern Kranken, der hereingebracht werden sollte, sprach er mit Dr. CONTOUR und fragte, ob er das Deutsche alles habe verstehen können. Indem er einige Erläuterungen hinzufügen wollte, setzte er sich auf ein Sofa nieder, und als Dr. C. noch vor ihm stehen blieb, sagte er zu diesem: „Mais asseyez-vous!“ Kaum saß Dr. C., kaum ein paar Sekunden, so fühlte er DIEFFENBACHS Kopf auf seiner Schulter, und ohne weiteres Geräusch als ein kleines Zischen aus dem Munde verzerzten sich die Züge, das Gesicht wurde rot und blau, man riß ihm Halsbinde und Weste auf, ließ ihn zur Ader, aber es kam kein Blut und er war völlig tot, gleich im Hinsinken völlig tot. So erzählte mir heute Dr. C. den Hergang.“

Und VARNHAGEN fügt hinzu: „DIEFFENBACH hatte oft gesagt, er werde einmal plötzlich sterben und außer dem Hause. Er pflegte dann

auch zu sagen, seinen Leichnam solle man unberührt lassen. Er ließ sich oft zur Ader, aber heimlich. Ohne Zweifel hatte er ein Aneurysma.“

Woran ist DIEFFENBACH gestorben? Die Vossische Zeitung berichtet unter dem 12. November, daß ein „Schlagfluß“ das Leben des Geheimen Medizinalrats und Professors Doktor DIEFFENBACH beendet habe. In seinem Buche vom Jahre 1873 „Das medizinische Berlin“ gibt Dr. JOHANNES RIGLER „eine Ruptur des Herzens oder auch der Aorta“ als Todesursache an. Auch LANGENBECK hat, wie ERNST KÜSTER mir mitteilte, angenommen, daß sein berühmter Vorgänger an Ruptur eines Aortenaneurysmas gestorben sei. Eine Sektion der Leiche DIEFFENBACHS hat, seinem Wunsche entsprechend, nicht stattgefunden. Die Annahme, daß eine Apoplexie den berühmten Chirurgen so jäh dahingerafft habe, hat doch wohl die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Bei dem Vater, dem Magister KONRAD PHILIPP DIEFFENBACH, der nur ein Alter von 30 Jahren erreicht hat, läßt sich die Todesursache nicht mehr feststellen, der Großvater aber, der Pastor ADAM GERHARD BALTHASAR DIEFFENBACH zu Niedermoos in Oberhessen, wurde, wie mir das dortige Pfarramt an der Hand der Pfarrchronik mitteilte, „bereits mit 59 Jahren vom Schläge gerührt und dienstunfähig und starb 1½ Jahr darauf an wiederholtem Schlaganfall.“

In Berlin und Deutschland, ja in ganz Europa erweckte das plötzliche Hinscheiden DIEFFENBACHS Bestürzung und Trauer. Die SPENERSche Zeitung widmete ihm folgenden Nachruf:

„Wenige wie er haben den Glanz eines weltberühmten Namens mit der anziehenden Kraft persönlicher Liebenswürdigkeit, wenige wie er die Strenge eines blutigen Berufs mit der freundlichen Milde des geselligen Lebens zu vereinigen verstanden. In jedem Hause, vom Palast des Königs bis zur Hütte des Proletariers gekannt, sah jeder in ihm einen zwar nicht erwünschten, aber im Falle des Unglücks zu Gebote stehenden Freund in der Not. Wer seinem Wagen begegnete, dankte Gott, daß er ihn nicht brauchte und konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß eben ein leidender Mensch eine schwere Operation überstanden oder sie zu erwarten habe. Sein Antlitz war so fröhlich, als ob seine Hand Blumen streute statt des schneidenden Messers eines Operateurs. Berlin liebte in ihm gleichsam eine städtische Eigenschaft. Der Geschichte der Menschheit angehören ist die Unsterblichkeit des Einzelnen, geistig nach dem Tode fortwirken ist die Auferstehung aus dem Grabe in ihrem wahren Verdienst, mit Gerechtigkeit von der Nachwelt gewürdigt werden ist die Verklärung und Himmelfahrt des entrückten Genies. DIEFFENBACH hat sich in diesem Sinne die Unsterblichkeit errungen, die Auf-

erstehung gesichert und das Recht zur Verklärung erworben. Ewige Ruhe seinem Staube, ewiges Leben seinem Geiste!“

ALEXANDER VON HUMBOLDT sandte von Paris aus unter dem 18. November folgendes Beileidsschreiben an die Witwe DIEFFENBACHS:

Hochverehrte, gnädige Frau!

Der Tag, wo ein einziges französisches Journal, die Presse, uns zum ersten Mal die Schmerzensnachricht brachte in einem Detail, das in der Sitzung des Instituts alle Hoffnungen des Zweifelnden niederschlug, gehört zu den trauervollsten meines vielbewegten Lebens. Wenn den höchsten Geistesgaben auf der erhabensten Sprosse des Wissens sich die anmutigste Liebenswürdigkeit, wenn der festesten Unabhängigkeit freier Gefühle sich Zartheit und wie weibliche Milde, wenn der Selbstbewußtheit eigener und zwar ganz selbstgeschaffener Größe sich die menschlichste Einfachheit der Sitten, alle Heiterkeit des Lebens, und immer mit beschränkender Anmut, sich beigesellen, so gibt es für den Schmerz keine Grenze, so verhält in Nichts der Nachruf und Klageton der Menge, der verspätete Ausdruck der Bewunderung des vornehmen Pöbels, der egoistischen Schreier der Menge, die den Besitz verkannte und erst zur Besinnung kommt, wenn die Parze den Faden löst. Ich und die Meinen, wir wußten zu bewundern, als er noch unter uns wandelte, uns die reichen Schätze seines Herzens öffnete, zu dem tödlichen Krankenlager meines dahingeschiedenen Bruders täglich, wochenlang eilte, als seine Nähe, sein Blick, der Abglanz eines feinen inneren Sinnes, uns Trost und Hoffnung gaben. Mein Schmerz, teure, edle Freundin, gibt mir das Maß Ihres Schmerzes. Kein Wort von meinem Mitgefühl, nichts von der getäuschten Hoffnung, er solle mich im Sterben durch seinen milden Anblick erfreuen, er mir, ein Freund, die Augen schließen. Trost fühlen Sie und ich in dem Gedanken, daß er wie ein Held in seinem edlen Berufe wie auf dem Felde seines Ruhmes gefallen ist. Eine schöne Seele wie die Ihrige, meine hochverehrte Freundin, schöpft allein aus ihren Tiefen, die unergründlich sind. Zuruf von außen ist nur Störung. Was die Zeit zu heilen scheint, berührt nur die Oberfläche, ist trügerische Ruhe, der innere Sinn bleibt geheftet auf das Verlorene. Die Zeit gibt dem Schmerz nur einen anderen Farbenton. Er heißt dann Rührung und breitet, trübe aber milde, den Schleier über alle irdischen Dinge. Die Pflicht richtet auf und stärkt im Glauben an die innere Seelenkraft. Die Kinder erscheinen der Mutter wie Lichtpunkte des sich erneuernden Lebens. Alle Freude des Menschen ist mit Wehmut gepaart.

Ich beschwöre Sie, mir nicht zu schreiben. Meine ersten Schritte in Berlin, Ende des Jahres oder erste Tage des kommenden, werden mich zu Ihnen führen. Ich umarme die Kinder! Innige, liebevolle Verehrung ihrer teuren lebenswürdigen Freundin und ihrer trefflichen Mutter.

A. V. HUMBOLDT.

Auf einen andern Ton gestimmt ist ein Nachruf WILHELM VON WALDBRÜHLS in Gedichtform, den ich in der Preuß. Staats-

bibliothek, Sammlung DARMSTÄDTER, fand, und der seiner Originalität wegen hier seinen Platz finden soll.

DIEFFENBACH.

Zum Tod der heil'ge Peter sprach:
 „Hol' in Berlin den DIEFFENBACH,
 Denn wenn der Mann noch lange Zeit
 Auf Erden heilt und arzeneit,
 Bleibt kein Geheimnis unenthüllt,
 Bleibt keine Lücke ungefüllt.
 Doch hüte Dich, durch Helfer ihn
 Langsam in unser Reich zu zieh'n,
 Durch Krankheit ihn erst morsch und weich
 Zu machen. Wenn auf einen Streich
 Der Mann nicht fällt, durch seine Kunst
 Löst er dann uns're Macht in Dunst.
 Schleif' Deine Sense, schleiche Dich
 Hinunter ganz vorsichtiglich,
 Hol' aus, bevor er sich's versieht,
 Eh' er Dir Bein auf Bein entzieht.“

* * *

Der Tod hatt' dessen volle Acht,
 Und also ward die Tat vollbracht.



Abb. 16. Das Erbbegräbnis DIEFFENBACHS auf dem Friedrichswerderschen Friedhofe in Berlin

Auf dem Friedrichswerderschen Friedhofe hatte DIEFFENBACH in aller Stille noch zu Lebzeiten ein schlichtes Erbbegräbnis, das Raum für zwei Särge bietet, errichten lassen; eine Gruft beherbergt dasselbe nicht, der metallene Sarg steht frei auf der Diele desselben zu ebener Erde, auf dem Sargdeckel ruht zu Häupten die Totenmaske des berühmten Chirurgen. Die Frontwand des Gebäudes trägt in großen Lettern das eine Wort: DIEFFENBACH.

— Der Titel meiner DIEFFENBACH-Biographie sollte ursprünglich lauten: „Das Leben und Wirken des Chirurgen JOHANN FRIEDRICH DIEFFENBACH“; als ich aber seine Grabstätte aufsuchte und mich das eine Wort: — DIEFFENBACH — so schlicht und doch zugleich so stolz grüßte, da wußte ich, welchen Titel ich als den allein in Frage kommenden meinem Buch mit auf den Weg zu geben hatte —.

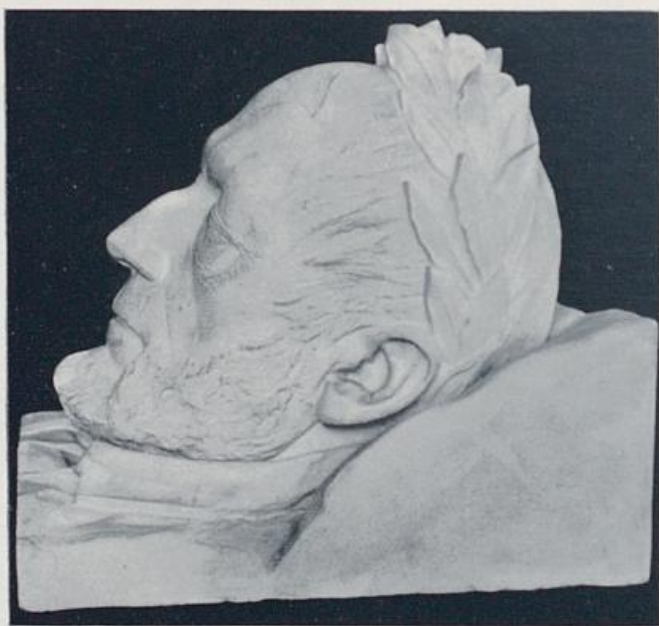


Abb. 17. Die Totenmaske DIEFFENBACHS

Nachwort

Als Nachfolger DIEFFENBACHS wurde BERNHARD LANGENBECK von Kiel nach Berlin berufen. War jener „ein chirurgisches Genie, das das Richtige mit kühnem Griff erfaßte“, so war dieser nur als ein wenn auch hervorragendes chirurgisches Talent anzusprechen, das der Chirurgie neue Wege „nur auf Grund mühsamer Studien und Beobachtungen“ zu bahnen vermochte. Aber in mancher Hinsicht war der neue Direktor des Kgl. Klinikums seinem Amtsvorgänger doch überlegen, so eignete ihm, wie ERNST KÜSTER ihm nachrühmt, „ein stets verbindliches und maßvolles Wesen, welches auch kleinen Geistern gegenüber niemals sein Übergewicht hervorkehrte“. Deshalb ward LANGENBECK bald allgemein beliebt und verehrt, während „der leicht beleidigte aber auch leicht wieder versöhnte“ DIEFFENBACH, der „andere nicht gern neben sich aufkommen ließ“, eine nicht geringe Anzahl persönlicher Gegner auf den Plan gerufen hatte, unter denen sich freilich auch manche Neider befanden. Ferner besaß LANGENBECK im Gegensatz zu DIEFFENBACH im hohen Maße die Gabe, Schule zu machen, so daß seine Assistenten als akademische Lehrer und Krankenhausleiter gesucht waren und so den Ruhm ihres Meisters vergrößerten. Nimmt man noch hinzu, daß LANGENBECKS operative Tätigkeit hineinwuchs in die Ära der Antisepsis, die — ich zitiere wiederum ERNST KÜSTER — „die Chirurgie von dem Albdruke unbekannter und unberechenbarer Einflüsse auf den Wundverlauf erlöste und ihr eine Freiheit des Handelns gab, wie diese sie während ihrer mehr als 2000 jährigen Geschichte niemals auch nur entfernt besessen hatte“, so ist es nur zu verständlich, daß der Name DIEFFENBACH vor dem Namen LANGENBECK allmählich verblaßte.

Das erfüllte die alten Freunde und Anhänger des großen Meisters der vorantiseptischen Periode der Chirurgie mit Bitterkeit, und sie gaben ihrem Unmute in mehr oder minder temperamentvoller Weise Ausdruck. So STROMEYER in seinen „Erinnerungen“: „Man könnte fragen, wie steht es mit der deutschen Chirurgie? Hat sie seit DIEFFENBACHS Tode ein so belebendes Element, wie er es war, wieder gefunden? Ich bezweifle es wegen des krampfhaften Schweigens, mit dem man seinen großen Namen

zu verhüllen bemüht ist. Es steht nicht gut um die Kunst, wenn man große Künstler nicht zu nennen wagt“. Ähnlich drückt sich BEHREND, Orthopäde in Berlin, ein ehemaliger Assistent DIEFFENBACHS, in einem Briefe vom April 1872 aus: „Manche kleinen Geister lassen es sich nur zu sehr angelegen sein, meinen unsterblichen Lehrer und Meister vergessen zu machen. Daß wir augenblicklich keinen gleichen Mann in Deutschland besitzen, hat mir der Chirurgenkongreß recht deutlich gezeigt.“ Und ROHLFS wettet in seiner DIEFFENBACH-Biographie: „Selten nur, sehr selten, findet man den Namen DIEFFENBACH zitiert! Warum denn auch? Die Chirurgie ist ja erst seit dem antiseptischen Verfahren eine Wissenschaft geworden, vorher war sie ja antediluvianisch“.

Und es gab noch jemanden, der mit tiefer Wehmut empfand, wie das Andenken DIEFFENBACHS mehr und mehr schwand, so daß von ihm selbst in Berlin, das dereinst in ihm „gleichsam eine städtische Eigenschaft liebte“, kaum noch gesprochen wurde. Das war Frau Geheimrat DIEFFENBACH, die mit 36 Jahren ihren treuen Lebensgefährten verlor; sie behielt Berlin als Wohnsitz bei und überlebte ihren teuren Toten um 42 Jahre, sie hat die 34jährige ruhmreiche Amtszeit BERNHARD VON LANGENBECKS an sich vorüberziehen sehen, ja, sie hat noch von ERNST VON BERGMANN'S Triumphen gehört, deren größter die Einführung der Asepsis an der Klinik in der Ziegelstraße war. Im Jahre 1889 ist Frau DIEFFENBACH ihrem Gatten ins Jenseits gefolgt; der zweite Sarg, der in dem Erbbegräbnis auf dem Friedrichswerderschen Friedhofe steht, birgt ihre sterbliche Hülle.

Mein DIEFFENBACH-Sang ist beendet. Er will den verblaßten Namen „DIEFFENBACH“ wieder zu hellem Leuchten bringen und das Andenken des größten deutschen Chirurgen der vorantiseptischen Periode der blutigen Kunst bei den deutschen Ärzten und Chirurgen lebendig und wach erhalten für alle Zeiten. Zu dem Ende wandte ich mich bei meinen Lesern einmal an die Gaben des Verstandes, indem ich ihnen die chirurgischen Großtaten DIEFFENBACHS vor Augen führte und sie im Lichte ihrer Zeit würdigte; zum andern wandte ich mich an die Gaben des Gemütes meiner Leser, indem ich ihnen den Menschen DIEFFENBACH mit seinem Streben und Irren, mit seiner Einfachheit und Wahrhaftigkeit, mit seiner ewig jugendlichen Begeisterung

für die Wissenschaft, mit seiner selbstlosen und inbrünstigen Hingabe an den Beruf des Arztes und nicht zuletzt mit seiner köstlichen Schreibweise, die uns oft bis auf den Grund seiner lauterer Seele blicken läßt, nahe zu bringen suchte, auf daß sie ihn lieb gewinnen sollten, so wie ich mein Herz an diesen großen Menschen gehängt habe. Und darauf kam es mir am meisten an, denn das Andenken eines großen Menschen ist nur dann gesichert, wenn es in dem Gemüt der Nachfahren von Generation zu Generation immer aufs neue Wurzel schlägt.

VERZEICHNIS DER VON
JOHANN FRIEDRICH DIEFFENBACH
VERFASSTEN SCHRIFTEN

1822. Nonnulla de regeneratione et transplantatione. Diss. inaug. Herbipoli.
1824. Transplantationsversuche bei Tieren. GRAEFES und v. WALTHERS Journal der Chirurgie.
Überpflanzungen völlig getrennter Hautstücke bei einer Frau und Wiederanheilung einer größtenteils abgehauenen Wange. Ebenda.
1826. Fall einer merkwürdigen Verletzung des Mastdarmes. GRAEFES und v. WALTHERS Journal der Chirurgie.
Über PH. ROUX's Schrift sur la staphylorrhaphie und Schilderung eines Originalfalles von Operation der Gaumennaht. RUSTS und CASPERS kritisches Repertorium für die gesamte Heilkunde.
Fall einer völlig gelungenen Vereinigung einer angeborenen Spaltung des Gaumensegels durch die Gaumennaht. HECKERS lit. Annalen der Heilkunde.
Über die Verschließung des Afters. Ebenda.
Über die Behandlung der Harnröhrenverengerung durch den Schnitt. Ebenda.
Über das Gaumensegel des Menschen und der Säugetiere. Ebenda.
PH. JOS. ROUX: Über die Staphylorrhaphie. Mit Anmerkungen des Übersetzers. Berlin. Th. Chr. Fr. Enslin.
M. DE SERRES: Über die Augen der Insekten.
1827. Beiträge zur Gaumennaht. HECKERS Annalen.
Einige Fälle von Kopfverletzungen. Ebenda.
Die abgeänderte umschlungene Naht als schnelles Heilmittel bei Gesichtswunden. Ebenda.
Über das Abschneiden der Unterbindungsfäden dicht am Knoten. RUSTS Magazin f. d. ges. Heilkunde.
Fall von Exstirpation eines Ovariums mit glücklichem Erfolg. Ebenda.
Fall von Exartikulation des Oberschenkels. Ebenda.
Über die Exstirpation krankhaft vergrößerter Ovarien. Ebenda.
Neue Methode der Lippenbildung. Ebenda.
Frühzeitige Entwicklung eines neunzehnmonatlichen menstruierten Mädchens. MECKELS Archiv für Anatomie und Physiologie.
1828. Beiträge zur Gaumennaht. HECKERS Annalen.
Über eine neue und leichte Methode der Wiederherstellung der eingefallenen Nase aus den Trümmern der alten. RUSTS Magazin f. d. ges. Heilk.
Die Transfusion des Blutes und die Infusion der Arzneien; historisch und in Rücksicht auf die Heilkunde bearbeitet. Berlin. Th. Chr. Fr. Enslin.

1829. Gelungene Heilung eines Wolfsrachsens durch die Hasenschartenoperation und die Gaumennaht. *RUSTS Magazin*.
Physiologische Untersuchungen über die Transfusion des Blutes. *Ebenda*.
Beiträge zur Gaumennaht. *Ebenda*.
Beobachtungen über die Infusion verschiedener Substanzen (Narkotin, Salzsäure, Brom, Luft, selensaures Natrium) an Tieren. *MECKELS Archiv*.
1830. Neue Heilmethode des Ektropium. *RUSTS Magazin*.
Chirurgische Erfahrungen besonders über die Wiederherstellung zerstörter Teile des menschlichen Körpers nach neuen Methoden. II. Abteilung. Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin. Berlin.
1831. Über die Exzision der Zentral-Leukome aus der Hornhaut. v. AMMONS *Zeitschrift f. Ophthalmologie*.
Beiträge zur Verpflanzung der Hornhaut. *Ebenda*.
Über den organischen Ersatz. Th. Chr. Fr. Enslin. Berlin.
1832. Physiologisch-chirurgische Beobachtungen bei Cholera-Kranken. Eine vom Institut de France gekrönte Preisschrift. (Vom Könige von Preußen mit der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft belohnt.)
Anleitung zur Krankenwartung. Verlag August Hirschwald.
1833. Über Hernien. *Medizin. Zeitung d. Vereins f. Heilkunde*.
Über Infusion und Transfusion. *RUSTS Handbuch d. Chirurgie*.
1834. Chirurgische Erfahrungen besonders über die Wiederherstellung zerstörter Teile des menschlichen Körpers nach neuen Methoden. III. u. IV. Abt. Verlag Enslin.
Heilung eines schwierigen Falles von künstlichem After, durch einen Lanzenzstich hervorgebracht, nach einer neuen Methode. *CASPERS Wochenschrift*.
1835. Ein Fall von Blepharoplastik. v. AMMONS *Zeitschrift f. Ophthalmologie*.
1836. Über die Heilung der Blasenscheidenfisteln und Zerreißen der Blase und Scheide. *Medizin. Vereinszeitung*.
Über Mutterkränze und Radikalkur des Scheiden- und Gebärmuttervorfalls. *Ebenda*.
Glückliche Heilung nach Ausschneidung eines Teiles des Darmes und Netzes. *CASPERS Wochenschrift*.
1837. Über die Zerreißen des Dammes bei Frauen. *Medizin. Vereinszeitung*.
1838. Über die Durchschneidung des Musculus sternocleidomastoideus zur Heilung des schiefen Halses. *Medizin. Vereinszeitung*.
Über die Resektion der Gesichtsknochen. *Zeitschrift f. d. ges. Medizin*, herausgeg. v. FRICKE u. OPPENHEIM.
1839. Über die Heilung des angeborenen Schielens mittels Durchschneidung des inneren geraden Augenmuskels. *Medizin. Vereinszeitung*.
Heilung einer veralteten Luxation des Oberarmes mittels der Durchschneidung der Musculi pectoralis major, latissimus dorsi, teres major und teres minor. *Ebenda*.
1840. Heilung des Strabismus convergens mittels Durchschneidung des Musculus rectus internus des rechten Auges. *Medizin. Vereinszeitung*.
Vorläufige Bemerkungen über die Operation des Schielens. *CASPERS Wochenschrift*.

Beiträge zur subkutanen Orthopädie oder über die Heilung angeborener oder erworbener Kontrakturen der Glieder mittels Durchschneidung der verkürzten Sehnen und Muskeln unter der Haut.

1841. Über die Durchschneidung der Sehnen und Muskeln. Berlin, Verlag von Albert Förstner.

Heilung veralteter Frakturen des Olekranons und der Patella durch Sehnen-durchschneidung. CASPERS Wochenschrift.

Die Heilung des Stotterns durch eine neue chirurgische Operation. Ein Sendschreiben an das Institut von Frankreich. Berlin, Verlag von Albert Förstner.

1842. Über das Schielen und die Heilung desselben durch die Operation. Berlin, Verlag von Albert Förstner (s. a. Abhandl. über das Schielen in dem Enzyklopädischen Wörterbuch der medizinischen Wissenschaft).

1843. Über fremde in die männliche Harnröhre eingedrungene Fremdkörper. CASPERS Wochenschrift.

1845. Die Operative Chirurgie. I. Band. Leipzig, F. A. Brockhaus.

1846. Neue sichere Heilmethode des falschen Gelenks oder der Pseudarthrose. CASPERS Wochenschrift.

1847. Der Äther gegen den Schmerz. Berlin, Hirschwald.

Die Operative Chirurgie. II. Band. Leipzig, F. A. Brockhaus (erschieden 1848, ein Jahr nach dem Tode des Verfassers).

ANHANG

Stilmuster aus DIEFFENBACHS Schriften

„Die besten Chirurgen haben immer am besten geschrieben, an ihrem Stile sind sie zu erkennen. DIEFFENBACH.

Aus der Vorrede zur „Operativen Chirurgie“

„Zu diesem Buch hat mich besonders der Wunsch getrieben, das mitzuteilen, was ich in der Chirurgie nützlich fand. Ich habe dasselbe weniger fremder Erfahrung als der eigenen wegen, aber nicht für mich, sondern für andere geschrieben, welche weniger gesehen haben. AUGUST GOTTLIEB RICHTER sagt in seiner Vorrede zu den Brüchen: „Ich wünschte ein Buch zu schreiben, welches den ganzen Reichtum der Wundarzneikunst in einer gedrunenen, aber vollständigen und deutlichen Kürze enthält, ein Buch ohne allen gelehrten Putz, bloß brauchbar und allein dem praktischen Wundarzte bestimmt, ein Buch so einfältig als die Natur. — Meine Absicht ist nicht, gelehrt zu schreiben, denn ich schreibe nicht für Gelehrte, aber brauchbar, unterrichtend, deutlich wünsche ich zu sein, denn ich schreibe ganz allein für praktische Wundärzte. Gar sehr wünsche ich, daß kein Blatt in meinem Buche ist, aus welchem der praktische Wundarzt nicht etwas lernen kann, das beim Krankenbette zu brauchen ist.“ So ein Buch möchte ich, daß auch das Meinige wäre! Es ist mir keine saure Arbeit, sondern eine freudige Beschäftigung gewesen, und diesen Stempel wünschte ich ihm aufgedrückt zu haben. Daß ich dabei ohne alle Vorurteile zu Werke gegangen bin, wird jedermann, welcher die nötige Gabe der Beurteilung hat, auch wenn er nicht praktischer Chirurg ist, wahrnehmen können. Daß ich Vieles gesehen habe, brauche ich wohl kaum zu sagen, denn ich habe das meiste von dem gesehen, was bei kranken Menschen vorkommt, und von diesen ist das Buch abgeschrieben. Ich glaube auch mit eigenen Augen gesehen zu haben und niemals durch gefärbte oder fremde Gläser. Es sind dies keineswegs Überschauungen und Rückblicke in ein mühevolleres und bewegtes Leben, keine schwermutsvollen Betrachtungen am Abend des eigenen Daseins, sondern noch mit der Glut der Jugend und in der Gegenwart erfaßte Begebenheiten, nicht bloß von vorgestern, sondern noch von gestern und noch von heute . . .“

Einleitung (gekürzt) zur „Operativen Chirurgie“

„Die operative Chirurgie ist von allen Zweigen der Heilwissenschaft am meisten geeignet, ihre Jünger zur Begeisterung hinzureißen. Es bebt der fühlende Mensch wohl bei dem Gedanken zusammen, das Messer

in eines Menschen Fleisch einzusenken, und das mit kaltem Blut, das Messer hin und her zu bewegen, noch tiefer zu schneiden, dabei von einem Blutregen übergossen zu werden, mitten unter dem Angstruf des zu Verstümmelnden, und dabei zu denken und zu fühlen! Die operative Chirurgie ist ein blutiger Kampf mit der Krankheit um das Leben, ein Kampf auf Leben und Tod. Nicht Keckheit und Fühllosigkeit können hier den Sieg verschaffen, sondern Ruhe und Begeisterung, Kenntnisse und Gewandtheit. Ohne eine gewisse natürliche Anlage für dies Fach, ohne ein innerstes Durchdrungensein von demselben, ohne ein feuriges Hingeben an dasselbe wird der, welcher sich ihm widmet, stets ein Anfänger bleiben. Mag er immerhin alle Zweige der Heilwissenschaft gründlich studiert haben, sämtliche chirurgische Operationen nach allen Akten und Meistern kennen, sie am Kadaver und am Lebenden ausführen können, er wird doch nur ein Untergeordneter in seinem Handeln sein. Das macht aber den wahren Chirurgen, daß er auch das weiß und kann, was nicht geschrieben steht, daß er immer neu und ewig ein erfindungsreicher ODYSSEUS — nicht eine neue Bandage oder neues Messer — sich Neues zu schaffen und unter den schwierigsten Umständen ohne einen Kriegsrat die Schlacht zu gewinnen imstande ist. Der Maler lernt gründlich zeichnen, die Farben mischen und auftragen, richtig kopieren — dann malt er aus sich selber, er malt seine Gedanken, seine Phantasien. Man kann auch lernen Verse bauen, aber dichten kann man nicht lernen, es ist dem Dichter angeboren. Man kann auch schneiden lernen, aber oft muß anders geschnitten werden, als man es gelernt hat. Das ist operative Chirurgie.

Solche Männer hat es in allen Ländern viele gegeben, welche das konnten, zwar nicht sehr viele, aber doch viele. Nicht die Anzahl, nicht die Größe der Operationen, welche von ihrer Hand ausgeführt wurden, geben uns den Maßstab ihrer chirurgischen Größe, sondern nur, wie sie dieselben beschrieben. Nur an der Klarheit des Gedankens und an der Einfachheit der Darstellung erkennt man die besten Chirurgen. Wer uns die Anzeige zu einer Operation und ihrer Ausführung verworren vorträgt, kann dieselbe nicht wohl geistvoll, kaum zweckmäßig ausgeführt haben. Die besten Chirurgen haben immer am besten geschrieben, an ihrem Stile sind sie zu erkennen, und die Schriften des alten POTT, unsers SAMUEL GOTTLIEB RICHTER und A. COOPER könnten in Schulen als Stilmuster gelesen werden.

Wenn auch nicht alle tüchtigen Chirurgen so schrieben wie diese drei, so finden wir doch in den meisten Schriften guter Chirurgen eine treffliche, einfache, klare Darstellung des Gegenstandes, und ihnen blieb in allen Zeiten das fruchtlose Anschmiegen der medizinischen Zeitgenossen¹⁾ an die gerade zu ihrer Zeit herrschenden philosophischen Systeme fremd, sie prunkten nicht mit erborgter Weisheit und schmückten sich nicht mit fremden Federn, wie dies bei vielen medizinischen Schriftstellern früherer Zeit der Fall war.

¹⁾ = Internisten.

Es stellt sich aber aus der Geschichte der Chirurgie besonders das heraus, daß die Chirurgie von dem ersten Augenblick an, vom ersten Ausziehen eines Splitters aus der Haut bis zum heutigen Tage, niemals große Rückschritte getan oder in den Verworrenheiten einzelner Zeiten teilweise untergegangen sei. In die alte Barbarei ist sie aber, wie SPRENGEL sagt, niemals wieder versunken.

So wie vor allem eine geistige Befähigung zur Ausübung der Chirurgie erforderlich ist, so bedarf der Chirurg auch einer besonderen körperlichen Gewandtheit und eines mechanischen Geschickes, welches er sich weniger durch Operationen am Leichnam allein als durch alle Arten mechanischer Übungen erwerben kann. Diese werden ihn erst befähigen, Operationen am Kadaver mit Geschicklichkeit auszuführen. Wie verschieden sind nicht die Eigenschaften, welche die Welt dem Chirurgen als notwendige Persönlichkeit beimißt! Ein großer athletischer Körper, eine herkulische Kraft, der scheint der rechte Mann, Knochen zu zerbrechen und die Glieder wiedereinzurenken. Ein anderer sucht's in den Augen, in dem scharfen durchdringenden Blicke, der das Feinste sehe, was anderer Menschen Augen verborgen bleibt. Die meisten aber finden es in den Fingern, sie wähnen, ein echter Chirurg müsse eine Art von Bosco sein, ein halber Hexenmeister, der in so und so viel Sekunden ein Glied abschneiden und das Messer so schnell regieren könne, daß das Auge des Zuschauers demselben auf seiner Bahn nicht folgen könne. Ja, selbst die Ärzte¹⁾ lassen dem Chirurgen nur die Finger, nur die Fingerfertigkeit, der Kopf gehört ihnen, und doch ist es die Anzeige zu einer Operation, die Art, wie dieselbe gemacht wird, und die Nachbehandlung das, worauf das meiste ankommt.

Von den geistigen Eigenschaften hat man seit dem „sit immisericors“ die Grausamkeit für eine der notwendigsten Attribute des Chirurgen gehalten; Ruhe und Unerschütterlichkeit sind etwas ganz anderes als Grausamkeit, und es bedarf bei so schmerzlichem Mittel, wie eine chirurgische Operation es ist, der Milde und Schonung.“

Aus verschiedenen Schriften

„Der Chirurg soll lernen, mit wenig viel zu machen, dadurch wird er ein Freier und Unabhängiger.“

Ein guter Fechter ficht mit jeder Waffe und ist immer dem ungeübten wohlbewaffneten Gegner überlegen.

„Unter den chirurgischen Werkzeugen sind die einfachsten die besten; denn der Wundarzt soll operieren, nicht das Werkzeug.“

„Wenn nun auch die Vereinfachung des chirurgischen Apparats für den Chirurgen die höchste Aufgabe zur Erlangung der chirurgischen Freiheit ist, so hat natürlich auch diese wieder ihre Grenzen. Es wäre ein Hohn an der Menschheit oder der Kunst, ein Bein mit einem

¹⁾ = Internisten.

Brotmesser abschneiden, den Kopf mit einem Holzbohrer anbohren oder ein Auge mit einem Federmesser operieren zu wollen, sondern es müssen die chirurgischen Instrumente bei aller Einfachheit von vorzüglicher Qualität und der vortrefflichsten Arbeit sein.“

„Es ist ein ganz falsches Prinzip, wenn man irgendeiner großen chirurgischen Operation deshalb das Bürgerrecht in der Chirurgie verleihen will, weil irgendein Mensch dieselbe einmal überlebt hat. Weil SAUTER das Glück hatte, eine Kranke, welcher er den Uterus exstirpierte, zu erhalten, alle anderen Patienten aber nichts als den Tod danach ernteten, nachdem sie die furchtbarste aller Operationen nach der furchtbarsten Krankheit erduldet hatten, so sollte man nicht weiter solche Metzeleien unternehmen, wenn auch der Schwefeläther die Sache erleichtern könnte. Was einmal gelungen ist, gelingt deshalb nicht wieder. Wenn der englische Kutscher, dem eine Deichsel quer durch die Brust fuhr oder der amerikanische (?) Matrose, dem ein Ankerhaken durch den Leib ging, geheilt wurde, so sind das nur Zufälle, schwerer zustande zu bringen als das große Los in der Lotterie zu gewinnen.“

„Ein eingeklemmter Bruch hat, bevor ihm eine richtige chirurgische Behandlung zuteil wird, oft manche sonderbaren Schicksale zu bestehen. Der herbeigerufene Bandagist legt wohl ein neues Bruchband an, weil er glaubt, es sei ein Bruchmittel, der unkundige Chirurg bringt die ganze Lehre von der Taxis bei ihm in Anwendung, und selbst viele Ärzte befinden sich in einer wahrlich vertraulichen Unbekanntschaft mit dem Übel und verschreiben Rezepte zu den wunderlichsten Mischungen, oft ein altes, oft ein neues, den Abend zuvor in einem Journal gelesenes Mittel.“

„Wenn je bei einer chirurgischen Operation Eile angezeigt ist, so ist sie hier am rechten Ort. Wer den eingeklemmten und entzündeten Darm aus seiner Gefangenschaft befreit, leistet dem Kranken denselben Dienst, als wenn er den Strick dessen, der sich soeben erhängt hat, durchschneidet.“

„Man muß den Ärzten, welche bei einer Einklemmung für die fortzusetzende Taxis wären und von den sogenannten schneidelustigen Chirurgen sprechen, sagen, daß die Drucklustigen für gefährlicher zu halten sind.“

„Es kann keinen traurigeren Zustand geben als den, in welchen eine Frau durch eine Blasenscheidenfistel versetzt wird. Sich selbst zum Ekel, wird das von seinem Manne geliebte Weib ihm zum Gegenstande des körperlichen Abscheues, und jeder andere Mensch, abgestoßen durch das Unerträgliche des faulen, urinösen Geruches, wendet ebenfalls, von Widerwillen durchdrungen, den Rücken. Durch das Abfließen des Urins aus der Öffnung, sie mag groß oder klein sein — seine öftere Verhaltung in den Runzeln der Scheide macht ihn noch schärfer und pikanter — werden die Schamlefzen, der Damm, der

untere Teil des Gesäßes, die innere Seite der Schenkel und der Unterschenkel bis zu den Füßen hinab fortwährend benetzt. Die Haut nimmt eine Feuerröte an und besetzt sich stellenweise mit furunkulösem Ausschlag. Ein unerträgliches Jucken und Brennen quält die Kranken, welche zum öfteren Kratzen, bis das Blut hervorquillt, getrieben werden, wodurch die Leiden sich noch vermehren. Viele reißen sich in Verzweiflung die Haare aus dem Schamberge, welche bisweilen mit einem kalkartigen Niederschlag aus dem Urin überzogen sind. Die Erfrischung durch reine Wäsche wird ihnen nicht zuteil, denn das reine Hemde schlägt ihnen, schnell durchnäßt, beim Gehen klatschend um die nassen Schenkel, während es in ihren nassen Schuhen zischt, als wären sie durch einen Sumpf gewatet. Das Lager erquickt sie nicht, denn ein gutes Lager, ein Bett, eine Pferdehaarmatratze wird schnell durch den Urin imprägniert und verbreitet den unerträglichsten Geruch; selbst die Reichsten sind meist lebenslänglich zum Strohsack, dessen Stroh täglich erneuert wird, verdammt. Die Luft in den Schlafzimmern solcher Weiber macht den Atem stocken, und wohin sie treten, verderben sie die Atmosphäre. Waschen und Einölen helfen nicht; Parfums erhöhen noch das Ekelhafte des Geruchs, wie ekelhaft schmeckende Dinge durch Überzuckerung noch ekelhafter werden. Jegliches Familienband zerreißt dieses abscheuliche Übel. Die zärtliche Mutter wird dadurch aus dem Kreise ihrer Kinder verbannt; sie hütet ihr einsames Kämmerchen, sitzt dort in der Kälte auf einem durchlöcherten Brettstuhle am offenen Fenster und darf den hölzernen Fußboden, auch wenn sie es könnte, nicht mit einem Teppich bedecken. Bei einigen dieser Unglücklichen tritt Indolenz, bei anderen stille Resignation und fromme Ergebung ein — sonst wären sie der Verzweiflung preisgegeben und sie würden ihrem Leben selbst ein Ende zu machen versuchen.“

„In meinem Innersten froh, einstens durch acht Nähte eine sich durch das ganze Scheidengewölbe erstreckende Fistel geheilt zu finden, und von Hoffnung erfüllt, endlich den grimmigen Feind immer bezwingen zu können, trotzte dann wieder ein nach der glücklichsten Operation zurückgebliebener Nadelstich oder eine Fistel von der Größe eines Sondenknopfes den angestrengtesten Bemühungen. Ich sah Öffnungen von der Größe einer kleinen Erbse nach Schneiden, Nähen, Brennen den Umfang einer großen Erbse erreichen, aus einem groschengroßen Loch ein zweigroschengroßes, aus einem viergroschen- ein achtgroschengroßes werden — dann hörte ich auf. Ich habe eine Frau achtzehnmal operiert und sie dennoch nicht geheilt. Ganze Säle voll dieser Unglücklichen aus allen Gegenden zusammengebracht und dem Gegenstande ganz gelebt, und dennoch nur eine geringe Heilung zustande gebracht. Zwei starben sogar an Blasen- oder Bauchfellentzündung, eine selbst noch nach der gelungenen Heilung der blutigen Naht.“

„Es beschränkt sich die subkutane Orthopädie nicht auf die engen Grenzen eines Organs oder eines Gliedes, vielmehr bewegt sie sich in dem weiten Gebiete der Muskeln und Sehnen. Manche widernatürliche

Formveränderungen, teils angeborene, teils erworbene, welche früher durchaus unheilbar waren, heilt sie vollkommen; manche Gebrechen, deren Hebung eine jahrelange schmerzhaft Behandlung erforderte, heilt sie in ebenso vielen Wochen, höchstens in ebenso vielen Monaten. Durch sie verschwinden die gräßlichsten krampfhaften Verzerrungen des Gesichts, die widerwärtige falsche Stellung und spastische Verdrehung der Augen, die Schiefheit des Kopfes und Halses. Veraltete Luxationen der äußeren Extremitäten werden durch sie zu wieder-einzurenkenden, verkrümmte steife Arme und Beine, welche als schwere Bürde umhergeschleppt wurden, werden in brauchbare Glieder verwandelt, Körper, welche durch Kontrakturen aller Gelenke der unteren Gliedmaßen zur Erde herabgezogen waren, so daß die Unglücklichen gleich Reptilien umherkrochen, erheben sich wieder vom Boden und schreiten als Menschen umher; und Füße, welche bald Stelzen, bald Hippopotamusfüßen glichen, sehen wir durch sie zu Terpsichorens Dienst geschickt werden. Ja, was die ein Vierteljahrhundert fortgesetzte mühsame orthopädische Behandlung nicht vermochte, erringt bisweilen noch die subkutane Orthopädie und noch mehr; ein halbes Jahrhundert lang aus ihrer Lage gewichene Knochen und Sehnen bringt sie wieder in normale Stellung. Sie heilt noch den Greis von sechzig Jahren, welcher als Knabe nicht geheilt werden konnte.“

Aus: „Der Äther gegen den Schmerz“

„Der heitere Rausch“

„Eine unbeschreibliche Zufriedenheit und Fröhlichkeit verbreitet sich über das Gesicht, die Wangen röten sich bisweilen, das Auge wird glänzend und schließt sich dann sanft, um sich von der Außenwelt abzuwenden. Es wankt der Boden unter den Füßen, der Geist streift ab, was Körper ist, die niederen Sinne und Begehrungen werden mit dem Körper abgelegt. Das Reich der Träume bekommt die Oberhand, und es verkünden unzusammenhängende einzelne Worte die unnennbare Seligkeit. Die niederen Sinne, das Gefühl, der Geschmack und der Geruch schlummern und zeigen keine angenehme Täuschung irgendeiner Art. Das innere Auge erblickt nun die glänzendste Farbenpracht, und beim äußeren Schläfe des Ohres schwelgt der Sinn des Gehörs in den entzückendsten Tönen. Kein verworrenes Bild stört die Glücklichen, im Gefühle des gänzlichen Entkörpertseins, eines bis dahin nie gekannten Zustandes, fehlt ihnen alles Zeitmaß. Es erscheint ihnen dieser ganze überirdische Genuß bald als ein einziger seliger Augenblick, bald als eine himmlische Ewigkeit. Ebenso wenig ist es deutlich, ob die Phantasiebilder ausgeschmückte und verwandelte Rezitationen von Erlebtem oder neugeschaffene Wonnen sind. Zärtlichen Kindern erscheinen die liebenden Eltern als verklarte Gestalten und liebende Mütter sehen das Gewand ihrer Kinder in unbeschreiblich blendender Weiße prangen. Wer nie in der Musik gelebt, wird im wonnigen Selbstgefühl zum MEYERBEER, das Mädchen ohne Stimme zur JENNY LIND, der trockenste Prosaiker zum DANTE, der Furchtsame zum Helden, der die Schlacht

gewonnen und in glänzendem Heereszuge unter Pauken- und Trompetenklang im Triumph in die schön geschmückte Vaterstadt heimkehrt, der Diener zum großen Herrn. Unter die Stellung, welche jeder im Leben hat, träumt sich keiner hinab. Alle steigen auf Adlers Schwingen hinauf in eine glänzende, azurne Bläue oder zu einem gelben, schimmernden Goldmeer. Keiner tritt die harte Erde, die Füße und die Schwere des Leibes sind abgelegt, alle schweben gewichtlos und in einem weiten Raume. Sind es niedere irdische Erinnerungsbilder, welche vor die Seele treten, so nehmen Theater und Konzerte meist die erste Stelle ein. SIEGMUND beobachtete, daß ein junger Mann seine ganze orientalische Reise nochmals durchträumte, KRONSER meint, schlechte Poeten könnten durch Ätherdämpfe gehoben werden. Wenn das möglich wäre, so wäre es ein Glück, und vielleicht könnte auch die Prosa dadurch veredelt werden.“

Aus: „Anleitung zur Krankenwartung“

Wie sieht es nun in den Krankenstuben junger Männer, besonders der Studenten aus? Zwar gibt es da keinen Kuchen und Buttermilch, wie in den Krankenstuben der Weiber, aber Bier und Tabak. Ein dicker Rauch erfüllt das Zimmer; Schnurrbärte mit langen Pfeifen liegen ringsumher auf dem Sofa und auf Stühlen, und mit Mühe entdeckt man den Kranken im Bette wie auf dem Paradebette —, und darunter sieht man eine geschäftige Person hin- und herlaufen, Bier zutragen, Pfeifen stopfen und dergleichen. Das ist der Krankenwärter! Oft läuft er hinaus vor die Stube, tut, als wolle er eine leere Flasche forttragen, aber er setzt sie an den Mund und tut noch einige Züge daraus; dann raucht er draußen einige Züge Tabak. Wenn ein Student innerlich krank, oder noch besser, wenn er verwundet ist, das ist ein Fest für die andern, und gleich finden sie sich in Scharen ein. Der Wärter hat so viel Teilnahme, daß da meistens nicht viel von Einnehmen, kalten Umschlägen usw. die Rede ist, denn ihm ist außerordentlich wohl. Dem Arzte aber gehen die Augen über, wenn er das erblickt. Der Wärter, welcher aber um des bloßen Lohnes willen diese schlechte Krankenwirtschaft unterstützt, ist sehr zu tadeln und macht seinem Stande wenig Ehre.

ZWEITER TEIL

JOHANN FRIEDRICH DIEFFENBACH, der Vater der plastischen Chirurgie

„Historische Gerechtigkeit besteht darin,
daß man jede Arbeit im Lichte ihrer Zeit
betrachtet.“ RUDOLF VIRCHOW.

Einleitung

Wenn DIEFFENBACH in der Einleitung zu seiner Operativen Chirurgie sagt: „Das macht aber den wahren Chirurgen, daß er auch das weiß und kann, was nicht geschrieben steht, daß er, immer neu und ewig ein erfindungsreicher Odysseus, sich Neues zu schaffen imstande ist,“ so stellt er diese hohe Anforderung an den Chirurgen wohl aus dem stolzen Bewußtsein seines eigenen unerschöpflichen Talentes gerade auf dem Gebiet der plastischen Chirurgie heraus. Urteilt doch PIROGOW über ihn: „In der Tat war DIEFFENBACH in plastischen Operationen geradezu ein Originalgenie. Seine Erfindungsgabe in dieser chirurgischen Spezialität war unbegrenzt. Eine jede seiner plastischen Operationen zeichnete sich durch irgend etwas Neues, Improvisiertes aus“. Aber auch ein DIEFFENBACH verdankte dieses sein Können nicht allein seinem Genie, sondern ebenso seinem Fleiß, denn erst nach unzähligen mühevollen Experimenten am Tier, denen sich später auch solche am Menschen anschlossen, hat er sich in den Dienst der plastischen Chirurgie gestellt. Schon als Student machte er erfolgreiche Selbstversuche mit der Überpflanzung von Haaren und experimentierte mit der Wiederanheilung völlig vom Körper getrennter Teile. Die Tierexperimente, die seiner Würzburger Dissertation „Nonnulla de regeneratione et transplantatione“ zugrunde lagen, und bei deren Auswertung die Betrachtung mit der Lupe und das Injektionsverfahren der Blutgefäße herangezogen wurden — eine Spezialität seines Lehrers DÖLLINGER —, bewegten sich in derselben Richtung. Es wurden bei Tauben junge Federn an die Stelle frisch ausgerupfter älterer verpflanzt